J. G. Jaennicke sculps.

Kurze historische Schilderung des Lebens der Frau Gräfinn du Barry,

mit ihrem Bildnisse gezieret.

Aus dem Französischen übersetzt.

Paris 1774.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Kurze
historische Schilderung des Lebens der Frau Gräfinn du Barry.

Man giebt zwar nur die Lebensgeschichte dererjenigen öffentlich heraus, von welchen man glaubt, daß sie eine Stelle in den Geschichtbüchern verdienen, und zwar erst nach ihrem Tode. Indessen hat man doch auch Beyspiele, daß man zuweilen nicht auf diesen Augenblick gewartet hat, um eine kurze Lebensgeschichte gewisser berühmter Personen zu liefern, welche wegen der grossen Rolle, die sie in der Welt spielten, die allgemeine Neugierde aus verschiedenen Rücksichten reitzten und durch ihre ausserordentlichen

Fähigkeiten, sowohl in dem Guten als in dem Bösen, wichtig wurden. Ausser diesem allgemeinen Bewegungsgrunde, den wir auf die Frau Gräfinn **du Barry** beziehen zu können geglaubt haben, haben wir uns desto eher dazu entschlossen, der Welt die **kurze historische Schilderung** ihres Lebens zu schenken, ehe der Tod den Faden desselbigen abgeschnitten hat, da sie durch ihre Ungnade genöthiget ist, den traurigen Rest desselbigen in der Dunkelheit eines Klosters zu verschmachten und wir sie also schon von nun an als völlig für die Welt gestorben ansehen; folglich hat sie in Ansehung unser sowohl als ihrer selbst ihre glänzende Laufbahne geendigt und aus eben dieser Ursache kann sie keine gleichförmige Folge des Theiles ihrer Geschichte erwarten, der allein für Europa wichtig seyn kann. Wir haben uns deswegen beeifert, diejenigen Vorfälle öffentlich bekannt zu machen, von welchen wir glauben, daß sie jenes Kennzeichen der Wahrheit an sich haben, so allein das ganze Verdienst einer Geschichte ausmacht und dem Geschichtschreiber ein Gesätz seyn muß. Wenn ihre Thaten in der Folge ihres Lebens wichtig seyn können: so kann solches nicht anders als in Ansehung eines andächtigen und scheinheiligen Volkes seyn und es wird auch, wenn Gelegenheit dazu vorhanden ist, das Amt ei-

nes

nes geistlichen Geschichtschreibers seyn, die Geschichte dieses zweyten Theiles ihres Lebens aufzusetzen, die grosse Anzahl der Lebensgeschichten der Heiligen zu vermehren und die Berichte zu ihrer Heiligsprechung nach Rom zu liefern. Die Wirksamkeit der Gnade, welche aus der Magdalena eine berühmte Büsserinn machte, könnte wohl aus der Madame du Barry eine wunderwirkende Heilige machen, und die Abtey Pont-aux-Dames könnte wohl mit der Zeit ein eben so berühmter Wallfarthsort werden, als St. Beaume bey Marseille. (a) Obgleich in der physischen Ordnung der Dinge ein wenig schlechter Sauerteig hinreichend ist, eine grosse Menge guten Teiges zu verderben, und obgleich ein einziger von der Pest angesteckter die Seuche in ein ganzes Land bringen kann: so hoffen wir doch, daß in der moralischen Ordnung der Dinge der gute Teig den Sauerteig reinigen, und die gesunden Personen dem von der Pest angesteckten die Gesundheit wieder geben werden.

(a) Man sieht in der Höhlung eines Felsen bey Marseille eine Grotte, welche der Aberglauben noch heute zu Tage für den Ort halten macht, wo die Magdalena sich nach dem Tode des Heylandes nebst dem Lazarus und ihrer Schwester Martha hinbegab, um daselbst ihre Busse zu vollenden. An diesen Ort, der St. Beaume heißt, geht eine berühmte Wallfarth.

den. Wäre dies nicht also, so würde Ludwig der XVI. welcher schon itzt von Europa bewundert und von den Franzosen geliebt und verehret wird, keinen grossen Begriff von seiner Klugheit und von seiner Religion beybringen, da er die keuschen Bräute des Herrn nöthigte, die Gemahlinn des Herrn du Barry bey sich aufzunehmen, deren Aufführung und Gesinnung, wie mich dünkt, ein gefährliches Widerspiel gegen das strenge und unschuldige Leben dieser heiligen Gefangenen seyn müssen.

Die Muthmassungen, welche man nach der Art, wie diese trostlose Liebste in ihrer Verbannung den ertheilten Befehlen gemäß gehalten wird, gewaget hat, sowohl als die verschiedenen Gerüchte, welche man über die Art ausgestreuet hat, wie sich der gegenwärtige Staatsrath in Ansehung der Güter, die sie während der Zeit ihrer Gnade erworben hat und derer, die sie die Familie, in welche sie durch ihre Heyrath mit dem Herrn **du Barry** eingetreten ist, hat erwerben machen, verhielt, hat die allgemeine Neugierde von neuem rege gemacht, mit welcher man richtig zu wissen verlangte, was sie war, ehe sie zu der Ehre gelangte, Ludwigs des XV. **Maitresse** zu seyn. Während den Lebzeiten dieses Monarchen wäre es in Frankreich gefährlich gewesen, seine Untersuchungen allzuweit zu

trei-

treiben, und ob man gleich hierüber ziemlich gut unterrichtet zu seyn vorgab, so erlaubte doch die mit gründlicher Erforschung der vorliegenden Spuren verknüpfte Gefahr nicht, es bis zu solchen Erläuterungen zu bringen, die hinreichend gewesen wären, alle Zweifel in Ansehung ihrer Geburt und ihres ursprünglichen Standes zu benehmen. Nichts beweiset mehr, daß man gar keine genaue Kenntniß der Wahrheit in Ansehung ihrer hatte, als die verschiedenen Berichte, die man über sie ausgestreuet hat. Kaum findet man zwo Personen, die in Ansehung der hauptsächlichen Umstände ihres Herkommens miteinander übereinstimmen; und noch heute zu Tage hat man es nicht so weit bringen können, die Wahrheit zu entdecken, ob es gleich durch den Tod des Königes von Frankreich und die öffentliche Ungnade, welche sie sogleich in den ersten Augenblicken der Regierung Ludwigs des XVI. erfahren hat, den Neugierigen erlaubt gewesen ist, alle Umstände, welche diese berühmte Frau betreffen, zusammen zu sammeln und gegen einander zu halten, auch zu der Quelle zurückzusteigen, um sich über einen so wichtigen Punct Befriedigung zu verschaffen. Die ausserordentliche Gnade, die sie genossen hat und die Ehrenbezeugungen, die man ihr an dem glänzendsten Hofe von Europa zu erweisen genöthiget ge-

wesen ist, rechtfertiget die Neugierde genug, mit welcher man zu wissen verlangt, ob diese grossen Vorzüge, die sie daselbst besaß, theils entweder ihrer Geburt oder ihrem persönlichen Verdienste zu verdanken waren, oder ob sie dieselbigen nicht vielmehr der reizenden Schönheit ihrer Person und dem Eigensinne der Liebe zuzuschreiben hatte, wenn man anders an dem verstorbenen Könige Liebe nennen kann, was nur eine abgenutzte und durch die allzugrosse Menge der manchfaltig abwechselnden Nahrungsmittel, die man ihm zur Unterhaltung und frischer Anfeurung darbot, geschwächte Leidenschaft war.

Wir bieten uns nicht zu gewährleistenden Bürgen der Wahrheit der wenigen Begebenheiten an, die wir gesammelt haben und welche den Stoff zur gegenwärtigen kurzen historischen Schilderung gegeben haben. Madame **du Barry** hat, ehe sie an den Hof erhoben wurde, in einer Art von Dunkelheit gelebt, welche nicht wohl fähig war, jemand zu verleiten, die Geschichte von dem Anfange ihres Eintritts in die Laufbahne der Liebeshändel aufzusetzen. Sie befand sich unter dem grossen Haufen unbemerkt, und man wird sehen, daß das blosse Ungefehr sie unter demselbigen habe bemerken machen und daß eben dieses Ungefehr sie aus demselbigen heraus-

gezo-

gezogen habe. Allein wir geben die Versicherung, daß dasjenige, was wir in Ansehung ihrer zu sagen haben, vollkommen mit der Wahrscheinlichkeit übereinkömmt, oder vielmehr, daß alle Vorfälle, die wir hier umständlich erzählen werden, eine zum wenigsten moralische Gewißheit haben, indem wir durchaus alle diejenigen Berichte verworfen haben, welche uns diesen Vorzug nicht zu besitzen schienen und mit welchen wir dieses Buch hätten vergrössern können, wenn wir uns der Gefahr hätten aussetzen wollen, Mährchen zu erzählen. Wenn wir unerachtet der Mühe, die wir uns gegeben haben, diesen Fehler zu vermeiden, in einigen Stellen unserer Geschichte darin verfallen sind, so bezeugen wir hiermit feyerlich, daß es weder aus Bosheit, noch aus einem verläumderischen Triebe, noch endlich aus einem jener schändlichen Bewegungsgründe geschehen sey, die stichelnden und beissenden Schriftstellern nur zu oft die Feder in die Hand geben.

Es giebt verschiedene vornehme Häuser, denen es wegen des Alterthums ihres Ursprungs unmöglich ist, den wahren Zeitpunct desselbigen anzugeben, weil er bis in die entferntesten Zeiten hinaufsteigt; diese Art von Dunkelheit macht gerade den wahren Glanz davon aus. Wir denken nicht, daß die Frau Gräfinn **du Barry** in Anse-

hung des Ursprungs ihres Hauses in diesem Falle sey; was uns in diesem Gedanken bestärket, ist, daß die vornehmen Häuser, denen es unmöglich ist, die Zeit zu bestimmen, wenn ihre ersten Stammväter gelebt haben, durch eine ununterbrochene Geschlechterreihe bis auf eine gewisse Zeit hinaufsteigen können, welcher den sichern Zeitpunct des Stammes ihres Stammbaumes vestsetzet, da hingegen Madame **du Barry** nicht einmal das Geschlechtregister ihres Großvaters angeben kann; man versichert sogar, daß die Stammsetzung ihres Vaters und ihrer Mutter ziemlich dunkel und sehr wenig bekannt ist. Dem mag nun seyn, wie ihm wolle, so ist man darüber ziemlich allgemein einig, daß man ihr einen **ehrwürdigen Pater Kapuziner**, der Pater **Engel** hieß, zum Vater und zur Mutter ein Mädchen giebt, welches in einem grossen Hause als **Köchinn** diente. Einige geben ihr zwar die nemliche Mutter, aber einen vornehmen Mann zum Vater. Diese beyden Meynungen enthalten weder Widerspruch noch Unmöglichkeit; man kann die eine oder die andere annehmen, ohne die Wahrscheinlichkeit zu verletzen. Ein **Bettelmönch** kann sich leicht in die Gunst einer jungen Köchinn in einem guten Hause einschmeicheln, wo ihm sein Amt freyen Eintritt verschaft; ein Pater, der Gewissens-

rath

rath ist, kann es noch leichter durch den Zutritt, welchen er in einer Familie hat, deren Gewissen er regiert, und diejenigen, welche in solchen Ländern leben, wo man noch so thöricht ist und den Mönchen ihre Nahrung und ihre Ergötzungen liefert, wissen, wie leicht es diesen heuchlerischen Müssiggängern wird, Liebeshändel von dieser Art zu unterhalten. Glücklich sind die Häuser, welche sich über ihre Unenthaltsamkeit nur wegen der Verheerungen zu beklagen haben, die sie unter ihren Dienstmädchen anrichtet; allein gemeiniglich treiben diese Herren ihre Absichten ein wenig höher. Die heimlichen Verbindungen eines Herrn von dem vornehmsten Stande mit seiner Magd sind nur blos eine sehr gewöhnliche Sache. Es sind kleine Diebstähle, welche wider eine Gemahlinn begangen werden und woraus man sich kein grosses Gewissen macht. Bey verschiedenen ist es nur eine Wiedervergeltung; also muß man, alles genau erwogen, den Schluß ziehen, daß die Geburt der Madame **du Barry** nicht in gesätzmäßiger Ordnung war, und daß die ersten Jahre ihres Alters in einer undurchdringlichen Dunkelheit haben zugebracht werden müssen. (b) Wenn man der Mey-

---

(b) Es giebt eine dritte Meynung, welcher der Madame du Barry einen Minoriten, Namens

Meynung folgt, die ihre Entstehung von einem Kapuziner herleitet, nicht sowohl weil

---

mens Pater Engel, einen Mönch aus dem dritten Orden des heiligen Franciscus, zum Vater giebt, welcher eine kleine Landpfarre in Brie versah. Man kann sehen, was der Gazetier cuirassé bey dieser Gelegenheit p. 51. not. 58. sagt. Ausserdem, daß die Gültigkeit dieses Schriftstellers nicht sehr verehrungswürdig ist, so macht die Art von Widerspruch, so diese Meynung in Ansehung der Erziehung der Madame du Barry bis in ihr zehntes Jahr in dem väterlichen Hause enthält, uns denselben mehr als verdächtig. Weder ein Mönch noch jeder andere Geistliche kann vor den Augen seiner Pfarrkinder und vor dem Angesichte des Bischoffes die Frucht seiner Unkeuschheit ungestraft auferziehen. Man weiß wohl, was in solchem Falle die Klagen der Pfarrkinder wirken und die Urtheile der geistlichen Gerichte, so die Folgen davon sind, haben gemeiniglich einen allzuscharfen Inhalt, als daß die unkeuschen Geistlichen nicht alle Vorsicht gebrauchen sollten, um sich denselben zu entziehen. Uebrigens mag nun ein Minorit oder ein Kapuziner Vater der Madame du Barry seyn, so ist es doch immer ein Mönch aus dem Orden des heiligen Franciscus und der Unterschied ist eben so wenig wichtig, als der, welcher sich zwischen dem la Tulipe, einem Granadier in der ersten Compagnie des Regiments Champagne, und dem la Tulipe, einem

weil sie an sich selbst die wahrscheinlichste, sondern weil sie am allgemeinsten angenommen

---

Granadier in der zweyten Compagnie des nemlichen Regimentes befindet. Es ist immer la Tulipe, Granadier von Champagne, so wie es der Pater Engel, ein Franciscanermönch ist.

Daß dieses Kind von einer Gassenläuferinn gestohlen worden seyn soll, ist eben so wenig wahrscheinlich. Ein seinen Eltern liebes und werthes Kind läßt sich in dem Alter von zehn Jahren nicht mit Gewalt von einem einzigen Weibe wegnehmen; in diesem Alter hat es zu viel Vernunft, als daß es ein Haus verlassen sollte, in welchem ihm nichts abgeht, um einer Landstreicherinn zu folgen, blos um des Vergnügens willen zu laufen; weil der Trieb zum liederlichen Leben in diesem Alter ein Mädchen noch nicht dazu verleiten kann, sich der väterlichen Gewalt zu unterziehen, um seine Neigung zu befriedigen. Uebrigens ist Brie nicht so weit von Paris entfernt, daß es dem Pater Engel oder seiner Köchinn, wenn der Mönch nicht hätte zum Vorschein kommen wollen, nicht sehr leicht gewesen wäre, dieses kleine Mädchen unter den Laternen zu Paris herumlaufend wieder zu finden und es nach Brie zurückzuführen. Die Satyre ist beissen und der Gazetier cuirassé hat sich mehr Mühe gegeben, Witz als Wahrscheinlichkeit hineinzubringen. Dies ist der Hauptfehler seines ganzen Werkchens; aber ohne Zweifel hat er, da er es herausgab, nicht gefodert, daß man ihm auf sein Wort glauben solle.

men ist: so kann man ihr alsdann sehr leicht ein weit edlers und rühmlichers Geschlecht-register machen, als jenes für sie seyn könnte, welches d'Ausier ihr gegen Bezahlung so wie so vielen andern liefern würde; weil sie alsdann von Sohn zu Vater bis auf das zwölfte Jahrhundert hinaufsteigen und ohne Furcht sich zu irren den **Franciscus von Aßisse**, mit dem Beynahmen der **Seraphische**, für ihren ersten Stamm-Vater angeben könnte. Wie viele Familien giebt es in Frankreich, welche sich eines sehr alten Ursprunges rühmen und doch nicht sechs Jahrhunderte mit Ahnen zählen können! wie viele giebt es deren sogar, die weit stolzer auf ihr Alterthum seyn würden, als sie es itzt noch sind, wenn sie deutlich und ohne Widerspruch bis auf das fünfzehnte Jahrhundert hinaufsteigen könnten.

Wenn man das System, welches der Madame **du Barry** den **Pater Engel** zum Vater giebt, annimmt: so ist allem Ansehen nach ihre erste Erziehung in dem Hause der **Findlinge** gebildet worden und ihre Eltern haben sich genöthiget sehen müssen, den Entschluß zu fassen, diese kostbare Frucht ihrer Liebe der öffentlichen Verwaltung anzuvertrauen, da sie wegen unendlich vieler Ursachen sie nicht unter ihren Augen auferziehen und für ihre Kindheit Sorge tragen konnten. Da sie wenige Stunden nach

ihrer Geburt in diesem milden Stiftungshause eingeschlossen, und mit einer fast unzähligen Menge anderer Geschöpfe, davon die meisten, obgleich von der Natur erkannt, doch auf ewig, so wie die Tochter des **Pater Engel**, den schimpflichen Schandfleck ihres ungewissen Ursprungs an sich tragen, vermengt, kurz in die Dunkelheit eines Hospitals verbannet war: so ist es uns unmöglich, etwas gewisses in Ansehung der erstern Jahre ihres Alters zu haben und wir sind genöthiget, auf einmal auf ihr fünfzehntes Jahr, oder beynahe auf dieses Alter überzugehen, da sie anfängt auf den Strassen zu Paris zu erscheinen, ohne genau zu wissen, weder wo sie herstammt, noch wo sie herkömmt, noch endlich was sie bisher gethan hat.

Wenn ein Mädchen sehr jung ist und ein artiges Gesichtchen hat, so hat es nicht zu besorgen, daß es lang auf dem Pflaster zu Paris bleiben und sich daselbst der schimpflichen Nothwendigkeit, den Vorbeygehenden mit Bitten um ihr Mitleiden beschwerlich zu fallen, ausgesetzt befinden werde; es ist gewiß versichert, daß es bald von irgend einer barmherzigen Person aufgehoben werden wird, die sich ein Vergnügen daraus macht, es zu sich zu nehmen und ihm zu lieb etwas weniges zum voraus zu geben, in der vesten Zuversicht, solche

Ausgaben bald mit reichlichen Zinnsen wieder zu erhalten, wenn sie die Tugend derjenigen sehr theuer verkaufet, für welche sie eine Regung des Mitleidens gefühlet hat; wie viele Herren halten nicht solche Arten von Personen in ihrer Besoldung, welche immerfort darauf ausgehen, ihnen junge Mädchen verschaffen zu können, die wenigstens dem äusserlichen Scheine nach alles Verdienst der Unschuld besitzen.

Es ist uns nicht möglich gewesen zu entdecken, von wem noch wie die junge Entlaufene aus dem Findlingshause aufgenommen wurde, noch auch wer der glückliche Sterbliche war, welcher die Ehre hatte, der erste Tochtermann des **Pater Engel** zu seyn; wir wissen nur überhaupt, daß die ersten Liebeshändel der Madame **du Barry** sehr dunkel und sehr unbeständig gewesen sind, und daß sie, nachdem sie ihre ersten Uebungen in den untern Schulen verrichtet hatte, erst alsdann mit einem gewissen Glanze in der Welt erschien, da sie bey einer Putzmacherinn als Ladenmädchen in Dienste trat. Man versteht heute zu Tage was dieses sagen will. Ehe sie zu dieser Ladenherrschaft kam, lief sie, wie man versichert, mit einem Körbchen unter dem Arme in Paris herum und gieng von einer Thüre zur andern, um geringe Kleinigkeiten **von kurzen Waaren**, die ihr ganzes

Capital ausmachten, zu verkaufen zu suchen. Dieser Anfang prophezeite ihre zukünftige Grösse gewißlich nicht und der Abstand zwischen einem Hospitale und dem Pallaste eines Königes von Frankreich ist zu groß, als daß **Nostradamus** selbst hätte eine Centurie verfertigen können, welche der Tochter eines armen **Kapuzinerpaters** vorher geweissagt hätte, daß, nachdem sie an dem ersten dieser Orte erzogen und von einer Menge junger Leute, die zu unbeständig sind, um sich vestsetzen zu können, nach und nach bald angenommen bald verlassen worden seyn würde, der älteste Sohn der Kirche sie an seinem Hof aufnehmen würde, um seine letzte Maitresse mit Namen und Rang aus ihr zu machen.

Endlich kommen wir an den Zeitpunct des Lebens der Madame **du Barry**, wo wir bey dem Scheine der Fackel der Wahrheit fortgehen können. Die dicken Finsternisse, welche über die achtzehn erstern Jahre ihres Lebens verbreitet sind, fangen an, sich zu zerstreuen. Es sind nicht mehr wahrscheinliche Muthmassungen, die wir wagen; es sind richtige Vorfälle, die wir itzt umständlich erzählen werden. Hier trägt alles dazu bey, uns in Ansehung ihrer zu unterrichten, weil sie endlich mit einem gewissen anhaltenden Liebeshandel erscheint, der anfängt, in der Welt Aufsehens

hens zu machen. Der Herr de **la Vauvenardiere**, ein Mann von vornehmen Stande, welcher der wahre und bekannte Liebhaber unserer Heldinn wurde, macht uns dieselbige unter dem Namen **Engel von la Vauvenardiere** kennen und giebt uns dadurch das Mittel an die Hand, ihr Schritt vor Schritt bis zu ihrer Verbannung zu folgen, wo sie gegenwärtig den Verlust ihres Liebhabers aus einem Bewegungsgrunde beweinet, der vielleicht sehr von jenem unterschieden ist, um dessen willen Frankreich den Tod eines **vielgeliebten** Monarchen unerachtet seiner grossen Schwachheiten beweinet, der nur den einzigen Fehler an sich hatte, daß er das Vergnügen liebte und sich demselben mit zu wenig Einschränkung ergab.

Hier würde ohne Zweifel der Ort seyn, ihr Bildniß zu entwerfen; allein alles, was wir sagen könnten, würde sich der Wahrheit niemals so sehr nähern, als die Schilderungen, welche man nach der Natur gemalet hat. Der getreue Kupferstich, den wir vorne an diesen kurzen Bericht ihrer Geschichte gesetzet haben, wird sie natürlicher vorstellen, als wir es denjenigen thun könnten, welche das Glück nicht gehabt haben, sie zu sehen. Diejenigen, welche diesen Vortheil gehabt haben, haben ohne Zweifel nicht nöthig, daß

wir ihnen das Bild einer angenehmen Schönen von neuem vorzeichnen, welche in ihrer Seele einen so heftigen Eindruck gemacht haben muß, der nicht aus ihrem Gedächtnisse vertilgt seyn kann.

Der Herr de la **Vauvenardiere**, der sterblich in die junge Putzmacherinn verliebt geworden war, vernachläßigte einige Zeitlang nichts, um ihr Herz einzunehmen. Dieses von Natur empfindsame Herz, welches bisher nur Neigungen von kurzer Dauer gefühlet hatte, war nicht widerspenstig und ließ sich zur sanften Neigung leiten, die es zu einem anhaltenden Liebeshandel führete. Vielleicht trat die Eitelkeit auch ein wenig in das Spiel und machte dem Edelmann seine Eroberung ziemlich leicht. Eine starke Liebe, ein beständiger Umgang und einige zu rechter Zeit angewandte Kosten versicherten sie ihm, so lang sich seine Neigung erhielt und das Vergnügen der Neuheit seine Liebe nährete. Es ist zu vermuthen, daß seiner Liebsten etwas von ihrem Herkommen bekannt war, und daß sie wußte, wem sie ihre Geburt zu verdanken hätte, weil sie schon zu dieser Zeit den Namen **Engel** führete, als welches der wahre Name ihrer Familie war. Dieß gab zu jenem sinnreichen Wortspiele Anlaß, da man sie einige Zeit lang **Engel de la Vauvenardiere** nannte. Man kann

vernünftigerweise muthmassen, daß der **Kapuzinerpater** durch eine sehr natürliche Wirkung der väterlichen Zärtlichkeit, in der harten Nothwendigkeit, in welcher er sich befand, sein Kind ausser seinem Hause, wo solches zu behalten ihm der Wohlstand nicht erlaubte, erziehen zu lassen, dasselbige niemals aus dem Gesichte verloren hatte; daß er ihr ferner, nachdem sie im Stande war, ein Gegengefühl der Zärtlichkeit gegen die Urheber ihrer Tage zu empfinden, das Geheimniß ihrer Geburt anvertrauete und daß sie durch eine natürliche Wirkung des Gefallens, so man an seinem wahrhaften Namen hat, keinen andern, als ihres Vaters seinen annehmen wollte.

La Vauvenardiere unterhielt seinen kleinen **Engel** einige Zeit lang; er bezeugte gegen dieses artige Mädchen alle Liebe und alle Zärtlichkeit, die dessen schöne Gestalt ihm einzuflössen fähig war; aber endlich, es mochte nun seyn, daß die denjenigen, welche nur allein ihres Vergnügens wegen lieben, ziemlich gewöhnliche Unbeständigkeit daran schuld war, oder daß der kleine **Engel** endlich wider die Treue fehlte, oder daß die Einförmigkeit des Vergnügens ihm verdrüßlich fiel, oder daß sie nur die Artigkeit ihrer Person und die Reize ihrer Gestalt für sich hatte, oder endlich daß ihr die Gaben des Verstan-

standes nicht in so reichlichem Maasse zugetheilet waren, wie die Vorzüge der Schönheit; genug, endlich wurde diese schöne Einigkeit getrennet und der Liebhaber, welcher seine Liebste aus einem Bewegungsgrunde, den man schwerlich genau anzeigen kann, verließ, schenkte ihr ihre Freyheit wieder und erhielt die seinige zurück.

Da sie wieder Herr über ihre Person geworden war und ihr Schicksal nach ihrer freyen Willkühr leiten konnte, da sie übrigens durch die öftern Besuche, die sie von einem Liebhaber erhalten hatte, der im Stande war, ihr schönen Unterricht in Liebeshändeln zu geben, wenn sie fähig gewesen wäre, sich solchen zu Nutze zu machen, in der Lebensart gebildet worden war, so erschien sie wieder auf dem Schauplatze, als eine Person, die unterzukommen und Nutzen von den Reizungen zu ziehen sucht, welche sie noch hoffen lassen konnten, daß sie nicht lange ohne Kundschaft bleiben würde. Allein die von der Vorsehung bestimmte Zeit war noch nicht gekommen und sie mußte sich mit vergänglichen Gefälligkeiten begnügen, welche, wenn sie auch gleich gut bezahlet werden, dennoch ein Herz nicht befriedigen können, das schon das süsse Vergnügen, nur einem zuzugehören, genossen hat. Die von dem Zwangrechte der Begünstigungen unzer-

trennlichen unangenehmen Zufälle und die Verachtung, welche immer die Folge davon ist, machen den Zustand eines zum öffentlichen Dienste bereiten Mädchens sehr unangenehm, wenn es nach dem Verluste eines Liebhabers sich reizend genug befindet, um der Anspinnung eines neuen Liebeshandels würdig zu seyn. Obgleich die junge **Engel** sich in diesem Falle befand: so war sie doch gezwungen, gegen diejenigen nicht grausam zu seyn, welche sich sogar mit der Absicht darboten, sich nur auf einige Augenblicke mit ihr einzulassen.

Nachdem sie aus einer Hand in die andere gerathen war, fiel sie endlich von ungefehr dem Grafen **du Barry** in die Hände, welcher sich seit einigen Jahren auf dem Pflaster von Paris das Glück günstiger zu machen suchte, als es ihm in der Provinz gewesen war und welcher zu diesem Ende keines der Mittel verabsäumte, so ein **Gasconier**, der Verstand und Fähigkeiten besitzt, zuweilen mit einigem glücklichen Erfolge anwendet, die aber **du Barry** bisher fruchtlos angewandt hatte, ob er gleich nebst dem Vortheile, aus einer Provinz herzustammen und erst frisch daraus hergekommen zu seyn, deren Eingebohrene für Besitzer grosser Hülfsquellen gehalten werden, auch noch jenen hat=

hatte, daß er einen ziemlich gut angebauten Verstand und sehr einnehmende Sitten besaß. Die wichtige Rolle, die er in der Scene spielt, welche ich hier entwerfe, berechtiget mich allerdings, seinetwegen ein wenig von der Hauptsache abzuweichen und ich würde wider die genaue Richtigkeit der Geschichte zu handeln glauben, wenn ich ihn nicht von Grunde aus kennen lehrete; wenige Personen sind vielleicht von seiner Geburt, dem Ursprunge seines Adels, von seinen Glücksumständen, kurz von allem, was seine Geschichte bis auf den Augenblick seines glänzenden Glückes betrifft, sowohl unterrichtet, als ich; ich habe so oft Irrthümer in Ansehung seiner begehen sehen, daß es mir lieb ist, der Welt solche benehmen zu können. (c) Der Herr **du Barry** ist aus **Levignac**, einer kleinen Stadt in **Guienne**, drey Stunden von Toulouse und zwo von **Isle Jourdain** gebürtig. Seine Verwandten genießen seit geraumer Zeit den Titel **Edelleute** oder wie man sagt, **Adeliche**, und, ob sie gleich nicht von dem ältesten Adel sind und

(c) Man weiß nicht, warum er seinen Namen verändert hat; er schreibt sich eigentlich du Barri, und nicht du Barry.

und derselbige nur von dem **Capitoulate von Toulouse** (d) herrühret: so werden sie indessen doch heute zu Tage ohne Widerspruch für Mitglieder des zweyten Rangs unter dem zahlreichen Adel dieser grossen Provinz gehalten. Als ältester Sohn hat er die Güter seiner Eltern geerbt, doch unter der Bedingung, daß er seinen jüngern Brüdern nach dem Gebrauche der vornehmen Leute in dieser Provinz Pflichtstheile abgeben müßte, die nach der Hauptsumme des Vermögens abgemessen waren. Sein Vermögen war nicht überaus groß, doch hatte er nach der Beschaffenheit des Lan=

(d) Das Capitoulat zu Toulouse ist nichts anders, als was sonst überall das Schöffenamt ist. Diejenigen, welche von dem Könige zu diesem rühmlichen Amte ernennet werden, welches einigermassen der Stelle eines Consul zu Rom gleich kömmt, erhalten den Adel für sich und für ihre Nachkömmlinge auf ewig. Man ernennet derselben jährlich acht und man muß Bürger von Toulouse seyn, um dazu gelangen zu können. Nun urtheile man, ob es schwer sey, Edelleute in den umliegenden Gegenden von Toulouse zu finden. Obgleich der König zu dem Capitoulat ernennet: so muß man es doch sehr theuer kaufen. Während langer Zeit hatte die Madame de Pompadour dieses kleine Fach zu besorgen.

Landes ein ehrliches Auskommen und sah sich im Stande, ein vornehmes Frauenzimmer zu heyrathen, dessen Mitgift mit seinen ererbten Gütern in gleichem Verhältnisse stund. Sein Trieb zur Verschwendung war immer überaus groß, und da seine Familie nach und nach anwuchs, wurden seine kleinen Einkünfte zur Fortsetzung der allzukostbaren Lebensart, die er seit dem Anfange seiner Ehe führete, zu gering. Da er übrigens sich nicht dazu entschliessen konnte, seine Haushaltung vor den Augen seiner Bekannten und seiner Freunde einzuschränken: so machte er, um sich dieser Art von Demüthigung zu entziehen, einen kleinen Beutel zusammen und verließ die Provinz, um sich nach der Hauptstadt des Königreichs zu begeben und daselbst seinen Schimpf zu verbergen, oder, wenn es möglich wäre, seiner Ehre wieder aufzuhelfen. Da seine Grundsätze niemals von den besten gewesen sind und er immer eine offenbar veste Neigung zu der neuern Weltweisheit geäussert hat: so war er wenig gewissenhaft in der Wahl der Mittel, die er anwandte, um seinen Endzweck zu erreichen. Da er in Paris angelangt war, sah er ein, wie nöthig es ihm wäre, Freunde zu haben, um den glücklichen Ausgang seiner vorgesetzten Entwürfe zu erleichtern. Er suchte sich daher welche zu verschaffen.

Da er aber nicht Geld genug zu verthun hatte, um gute zu erwerben, und da er nichts, als sehr viel von jenem flüchtigen und leichtsinnigen Geiste besaß, der nur so lang in der Welt ein Ansehen verleiht, als man sich auf einen gewissen schimmernden Fuß in derselbigen erhalten kann: so sah er bald, daß die guten Häuser für ihn verschlossen waren und daß die einzige Zuflucht, die ihm noch übrig blieb, darinn bestund, mit einer Menge anderer Personen Bekanntschaft zu machen, die so, wie er, das Glück fruchtlos gesuchet hatten und sich nur durch dasjenige erhielten, was man mit ziemlich grossem Unrechte **Verdienst** nennet. Er fand in dieser Classe von Menschen solche Leute, die unterthänig, verschmitzt und feiner waren, als er; natürlicherweise müßte er sich von ihnen **hintergehen** lassen, und dieß geschah auch. Sein kleiner Schatz wurde bald geleeret und in wenig Tagen blieb ihm nichts mehr davon übrig, als der unglückliche Vortheil, daß er nun auch gelernet hatte, andere wieder zu hintergehen. Er hatte allzuviel natürliche Gaben, als daß diese Schule ihm viele Zeit gekostet hätte und er befand sich in einer allzudringenden Dürftigkeit, als daß er nicht die erste Gelegenheit ergriffen hätte, die sich darbot, sein Meisterstück abzulegen, um dadurch die Briefe der **Meisterschaft** zu verdienen. Die

Hülfs-

Hülfsquelle, im Spiele zu betrügen, erhielt ihn einige Monate lang in einem ehrbaren Mittelstande; aber, es mochte nun seyn, daß er bessere Gelegenheiten fand, oder daß er mehr Erfahrung und Geschicklichkeit erwarb, so schien er sich mit Vortheil von dem Verluste zu erholen, den er wenig Tage vor seiner Ankunft erlitten hatte. Wenn das in dem Spiele gestolene Geld ein wirklicher Gewinn seyn konnte, und wenn es möglich wäre, daß ein Spieler nicht verschwenderisch damit umgienge: so ist es gewiß, daß **du Barry** einigermassen die Absichten erfüllt haben würde, die er gehabt hatte, da er nach Paris reisete. Aber ein falscher Spieler, der keinen andern Fehler an sich hat, als daß er ein Betrüger ist, ist eine eben so seltene Erscheinung, als ein Frauenzimmer, so zu gleicher Zeit buhlerisch und tugendhaft ist. **Du Barry** war nicht dazu gemacht, eine Ausnahme von der allgemeinen Regel zu seyn und die Einkünften, die er sich durch seine Geschicklichkeit im Kartenmischen erwarb, warfen ihm so viel aus, daß er damit die übermäßigen Ausgaben bestreiten konnte, die er in den **Winkelhäusern** mit den Weibsleuten, welche die vesten Stützen derselbigen sind, verthat. Spatzierfahrten, Schauspielhäuser, öffentliche Orte, kurz alle der schändlichsten und schwelgeri-

gerischesten Wollust gewidmete Plätze wurden vom du Barry unausgesetzt besuchet. An einem dieser letztern sah er die **Engel** und machte Bekanntschaft mit ihr. Ihre Neigungen befanden sich einander so ähnlich, daß sie nicht viele Zeit dazu nöthig hatten, mit einander einig zu werden und da der Handel ohne Zweifel bald richtig war, so mußten sie sogleich zur Vollziehung des Vertrages schreiten, wie solches bey dergleichen Zusammenkünften gebräuchlich ist. **Du Barry** besuchte sie damals auf eben den Fuß, wie andere ihres gleichen; da er sie aber schöner und folglich zu seinen Belustigungen tauglicher fand, so blieb er ihr einige Tage lang getreu, machte sie zum Gegenstande seiner vorzüglichen Liebe und vernuchläßigte nichts, sie an sich zu ziehen, welches ihm durch seine freygebigen Geschenke gelang und also wurde die Einigkeit ziemlich vollkommen. Indessen bemächtigte sich der zu satt gewordene Eckel, die ordentlichen und unfehlbaren Folgen eines zu leichten Genusses, der nur auf eine schöne Bildsäule fällt, des **du Barry**, da seine Liebste nichts als die Reize ihrer Gestalt für sich hatte und jenen Verstand gar nicht besaß, der allein einen Mann fesseln kann, welcher andere Sachen zu seiner Befriedigung haben muß, als einen regelmäßigen Klum-

pen Fleisch, wenn er seine Begierde gestillet hat: so sah sie das Ende ihrer Regierung herannahen; sie merkte es und wurde nicht unruhig darüber. Sie war dieser Art von Unglücksfällen schon gewohnt und hatte sich so zu reden dagegen verhärtet. Indessen geschah sowol aus Mitleiden gegen sie, als um sich bey einer gewissen Art von **Grossen der Welt** zu empfehlen, daß **du Barry** nicht eher öffentlich mit ihr brach, als bis er sich einen Nachfolger gegeben hatte, welcher seine Stelle in allen Rücksichten ersetzen konnte. Diese Erkenntlichkeit oder diese Menschenliebe von seiner Seite ist ohne Zweifel unserer Lobsprüche würdig, wenn er nichts anders zur Absicht gehabt hat, als die besondere Wohlfarth der **Engelinn** und wenn er in diesem ehrlichen Verfahren nicht seinen persönlichen Vortheil zu Rathe gezogen hat; wenn er seine Liebste nicht vielmehr verhandelt, als blos abgetreten hat. Indessen müssen wir doch gestehen, daß die Folge des Verfahrens, so er gegen sie bezeigt hat, nicht für seine Uneigennützigkeit zeuget. Dem mag nun seyn, wie ihm wolle, so warf er die Augen auf den Herrn von **St. Foix**, um ihm seine und so vieler anderer ihrer Reste abzutreten. Der Herr von **St. Foix** war eine Art von Unterminister in dem Fache der

aus-

ausländischen Geschäften, oder um richtig zu reden, einer der ersten Schreiber in diesem Amte. Es ist nicht nöthig zu sagen, wie geschickt diese Brut von Leuten ist, die **Handwerksvortheile** in diesen einträglichen Stellen nützlich zu machen, unerachtet die Besoldungen derselbigen immer sehr beträchtlich sind und fast immer das Verdienst derer, die sie besetzen, weit übersteigen. Man weiß, daß, unerachtet des unverschämten und frechen Stolzes, den sie gegen verehrungswürdige Leute blicken lassen, welche so unglücklich sind, mit ihnen zu thun zu haben und tausendmahl um ein Gehör bey ihnen zu betteln, welches sie sehr oft niemahls erhalten, unerachtet dessen, sage ich, weiß man, daß sie an den **Orten** der **Wollust** so gütig sind und leutselig werden und ganz vertraut mit solchen Personen umgehen, die sie sonst überall mit einer beleidigenden Verachtung ansehen. An einem dieser Orte war es, daß **du Barry** die Ehre hatte, mit diesem **Croesus** bekannt zu werden und auch da schlug er seine alte Liebste vor, deren Reize er ihm erhob. Die Zeit zur Zusammenkunft wurde vestgesetzt und sogleich den andern Abend sah die **Engelinn** ihren neuen Liebhaber und erhielt zu gleicher Zeit die Proben seiner Zärtlichkeit und seiner **Freygebigkeit**. Der Herr von

von St. Foix, der eben so viel Verstand besaß, als **du Barry** und der in Ansehung der Liebeshändel ungefehr einerley Gedanken mit ihm hegte, sah die schöne **Engelinn** bald mit dem nemlichen Auge an, wie derjenige, der sie ihm abgetreten hatte; er wurde ihrer Reizungen überdrüßig, nachdem er dieselbigen einige Tage genossen hatte, nahm seinen Abschied und stellte dem **du Barry** das anvertraute Gut wieder zu, mit welchem ihn dieser beschenkt zu haben vorgab. Da er sich an keinen **Engel** ohne Verstand halten konnte, war er froh, daß **du Barry** sie wieder um den nemlichen Preis zurücknehmen wollte, für welchen er sie abgetreten hatte.

Du Barry, welcher im Grunde immer einen ziemlich menschenfreundlichen und ziemlich mitleidigen Charakter besessen hat, sah nun seine Liebste verlassen und gleichsam ohne Hofnung, irgend einen andern Liebhaber zu finden, der großmüthig oder in ihre Gestalt verliebt genug wäre, um auf eine ehrbare Art ihren Unterhalt zu bestreiten. Er nahm sie also mehr aus Mitleiden; als aus jeder andern Absicht wieder an. Sein an Hülfsmitteln fruchtbarer Verstand hatte ihm

ganz neuerdings ein solches eingegeben, von welchem er sich grose Vortheile versprach. Ein ungefehrer Zufall machte seine ehrsüchtigen Absichten gelingen; aber das Glück kam nicht von der Seite her, wo er es erwartete.

Er war damit nicht zufrieden, daß er in den **Winkelhäusern** der Stadt herumlief, um daselbst den unbesonnenen Jünglingen, die so unvorsichtig waren und allda spielten, den Beutel zu leeren. Er glaubte, die Einkünften, die er sich durch seine Betrügereyen erwarb, dadurch vermehren zu müssen, daß er jenen übermäsigen Gewinn von den Karten zog, welcher denjenigen zukömmt, die so gütig seyn und ihr Haus zum Versammlungsorte aller betrügerischen Spielen hergeben wollen. Man sieht wohl ein, daß der Besitzer eines **Winkelhauses** diesen Herren Karten, Feuer, Licht, Ruhebetten, Betten, Erfrischungen, Nachtessen, und mit einem Worte Mädchen oder Weiber nicht blos um des Vergnügens willen liefert, ihnen eine Gefälligkeit zu erweisen. Man findet zwar alles dieses in solchen **Diebsnestern**, aber man bezahlet es weit theurer, als überall anderswo und wenn der Unternehmer nicht zwey bis dreyfache

Capitalien

Capitalien gewinnt, so kann er sich nicht aushelfen; und doch noch, unerachtet dessen, endigen die meisten diesen ehrbaren Handel mit einer **Bankerott**, und zwar gemeiniglich, ohne einmal eine **Bilanz** anzugeben. **Du Barry** hatte seit kurzer Zeit sein Haus oder vielmehr seine Wohnung öffentlich bekannt gemacht, und solche der Welt als ein Haus zum Spielen, zum — — — u. s. w. angeboten; und da er kein Frauenzimmer hatte, so die Hausehre besorgen konnte, so entschloß er sich, die **Engelinn** zur Besetzung dieser wichtigen Stelle zu nehmen. Die **Engelinn** besaß nur eine der Eigenschaften, die bey dergleichen Umständen einem Frauenzimmer, so die Hausehre besorgt, nöthig sind, nemlich, sie war nur schön. Dieser Vortheil ist allerdings groß, um eine Menge Leute herbey zu ziehen, aber wenn er nicht mit einem witzigen Verstande, mit artigen Sitten und kurz mit demjenigen begleitet ist, was an einem Frauenzimmer reizender ist, als ihre Schönheit: so pflegt es zu geschehen, daß man sogleich, nachdem man in den Tempel gegangen ist, wieder herausgeht und mit gleichgültigem Kaltsinne sagt: das **Götzenbild** ist schön, aber es ist genug, wenn man es einmal gesehen hat. Da **du Barry** auf seiner Seite dasjenige, was der **Engelinn** fehlte, einigermassen ersetzen konn-

te, um die Kunden bey sich zu behalten, welche ihre Schönheit anlocken mochte, so setzte er sie in sein Haus statt einer **Lockspeise**, mit welcher man das **Wildpret** an einen gewissen Ort zieht, wenn man einen Wald leeren will. Die **Engelinn** war ein vortreflicher Angel und die Spielparthien **Berlan**, **Ein und Zwanzig** und andere eben so ehrbare Spielchen wurden zahlreich und prächtig in diesem neuen Versammlungsquartiere. Bald wurde der größte Theil der andern **lüderlichen Häuser** leer und öde und die Wohnzimmer des **du Barry** konnten kaum mehr die Leute fassen, welche sich bey ihm einfanden, um zu spielen, um zu ——— u. s. w. Unter denjenigen, welche ihm die Ehre erwiesen, Kundleute von ihm zu seyn, fieng ein gewisser Herr **le Bel** an, eine zärtliche Neigung gegen die Gebieterinn des Hauses zu hegen. Sie war darein mit den **du Barry** einverstanden genug, daß sie also nicht nöthig hatte die Rolle der Grausamen zu spielen, die auch keinesweges ihrem Charakter angemessen war. Sie hörete also die Vorschläge dieses Neuangekommenen an und erwiederte sie, so gut sie konnte. Herr **le Bel** war derjenige Kammerdiener Ludwigs des XV. welcher überall als dessen Vertrauter in dem Fache der heimlichen Geschäften des Herzens bekannt war; ein

Amt,

Amt, welches er immer mit der größten Wachsamkeit und mit der genauesten Richtigkeit versehen hat. Er hielt seine Expeditionsstube in dem kleinen **Parc aux Serfs** und da machte er Ludwig den XV. mit den **Dirnen** arbeiten, die er dazu hatte verleiten können; daß sie so gütig seyn und sich dazu hergeben wollten, um die unüberwindliche Leidenschaft dieses Monarchen zu dem Dienste der Venus zu stillen. Man versichert sogar, daß er den König niemals der Gefahr übler Folgen aussetzte oder daß er zum wenigsten, um sich nichts vorzuwerfen zu haben, die nemliche Vorsicht gebrauchte, wie der Arzt des Königs, daß er nemlich vor allen Dingen selbst zuvor die Speisen kostete, die er seinem Herrn auftischete.

Ohne daß die **Engelinn** die Wichtigkeit ihrer neuen Eroberung einsah, entdeckte sie solche dem **du Barry**, welcher in dem ersten Augenblicke als ein geschickter Staatsmann mit einem Blicke die grossen Vortheile einsah, die er sich davon sowohl für sich, als für die **Engelinn** selbst versprechen konnte. Von nun an giengen seine Hoffnungen und seine Absichten weiter, als er es jemals zu denken

ken gewagt hatte. Er sah den Herrn **le Bel** als einen Engel an, der vom Himmel geschickt worden wäre, um ihm den Weg zu Ehrenstellen und Reichthümern zu bahnen. Er nahm sich vor, sich seiner zu bedienen, um zu jener hohen Stufe des Glückes zu steigen, zu welcher er durch dessen Vermittelung zu gelangen hoffete. Der Erfolg erfüllte seine Erwartung und bewies dadurch, daß **du Barry** das menschliche Herz vortrefflich kannte und daß er sich nicht verrechnet hatte, da er darauf zählte, auf Kosten der Schwachheit der beiden Herzen des **le Bel** und Ludwigs des XV, groß zu werden. Obgleich das blinde Glück sehr viel Antheil an seiner Erhöhung, so wie an so vieler anderer ihrer, hat: so ist es doch immer ein grosses Verdienst an ihm, daß er die Geschicklichkeit gehabt hat, einen einzigen Umstand zu ergreifen, um seine ehrgeizigen Absichten zu erfüllen. Tausend würden ihn verfehlet und nicht gedacht haben, daß eine mehr als fünf und zwanzig Jahr alte **Gassenläuferinn** die Favoritsultaninn eines mächtigen Monarchen werden könnte, dessen herumwandelndes Serail ihm einen weit schönern und aus so vielen Ursachen weit

reizen-

reizendern Genuß darbot. Du Barry ließ also nicht das mindeste Misvergnügen über die Untreue merken, die ihm die Engelinn im Vertrauen entdeckte, sondern sprach ihr vielmehr nachdrücklich zu, all ihr möglichstes zu thun, um einen Mann zu gewinnen, der vermöge seines Amtes sie bis zum höchsten Gipfel der Ehren führen konnte. Er machte ihr das schönste Gemälde von den Vorzügen und den Freuden, die eine Maitresse eines Königes genießt; er erhob ihr die Ehre, die damit verknüpft wäre, einem ganzen Königreiche Gesätze zu geben; er schilderte ihr den Aufenthalt am Hofe als den wollüstigsten Ort für die öffentlich erkannte Beyschläferinn des Monarchen; kurz, er stellte ihr die Madame de Pompadour sowohl zum Muster als zum Reize vor und erhitzte dadurch ihre Einbildungskraft so sehr, daß dieser irrdische Engel ihr künftiges Schicksal mit dem Schicksale der himmlischen Engel in Vergleichung setzte und sich schon vornahm, die Nebenbuhlerinn derselbigen zu werden, auch ohne Zweifel ihr Schicksal nicht gegen das ihrige vertauschet haben würde. Sie versprach dem du Barry, auf das Beste dafür zu sorgen, den le Bel in die Unmöglich-

keit zu versetzen, ihr das mindeste abzuschlagen und da du Barry sich das Recht der Rathschläge und der heimlichen Leitung dieses wichtigen Streiches vorbehielt: so versprach sie ihm sogleich den völligsten Gehorsam gegen seine Rathschläge. Ob sie gleich nicht Verstand genug besaß, um sich selbst zu leiten und keine andere Hülfe für sich hatte, als die gewöhnliche List ihres Geschlechtes: so war sie doch vernünftig genug, dem du Barry Wort zu halten, seinen Unterricht wohl zu merken und mit einem Worte den le Bel so sehr einzunehmen, daß sie ihn dahin bringen konnte, wo sie ihn haben wollte, oder, besser zu reden, daß sie ihn dahin brachte, wo du Barry haben wollte, daß le Bel sie hinführen sollte. Sogleich bey der zweyten Zusammenkunft kündigte die Engelinn den le Bel etwas von ihrem Gesuche an und ließ ihn zum Theile ihr ehrsüchtiges Verlangen merken, wobey sie ohne Zweifel die Gesinnungen des königlichen Bettbestellers erforschen wollte. Dieser, welcher die Möglichkeit eines solchen Vorhabens an einer so öffentlich bekannten Dirne nicht vermuthet hatte, machte seinen Spaß aus dem Vorschlage und in diesem Tone versprach er der Engelinn

seine

seine Dienste. Er hielt sie noch für tauglich genug, die Verrichtungen seiner eigenen Liebste einige Zeit lang zu versehen; aber er besaß nicht Hochmuth genug, dasjenige, was er für sich gut genug hielt, eben so für seinen Herrn anzusehen. Er würde sich den heftigsten Vorwürfen und sogar dem Verluste seines Amtes auszusetzen geglaubt haben, wenn er solches so schlecht versehen und in das Schlafzimmer Ludwigs des XV. ein Mädchen geführet hätte, welches die meiste Zeit der **Venus** nur in Kammern unter dem Dache geopfert hatte, welches jederman in den öffentlichen dieser Göttinn gewidmeten Tempel gesehen hatte; und welches itzt seiner alten Dienste wegen eine Wohnung in einem jener Tempel besaß, der, so wie jederman dafür hielt, unter allen in ganz Paris am häufigsten besuchet wurde. Ein Frauenzimmer, so etwas haben will, darf nur die mindeste Macht über eine Mannsperson haben, so ist es versichert, solches zu erhalten, wenn es nur standhaft auf dem Begehren beharret. Die **Engelinn**, welcher der **du Barry** die glücklichen Folgen vorgestellt hatte, welche ihre Vorführung zu den geheimen Belustigungen des Königs nach sich ziehen könnte,

te, hatte sich einen allzuvortheilhaften Begriff davon gemacht, als daß sie nach der ersten Bitte hätte ablassen sollen. Sie bat also wieder von neuem und drang so heftig in den le Bel, daß dieser, unerachtet der augenscheinlichen Gefahr, der er sich durch einen so unvorsichtigen Schritt aussetzte, sich über alle Ueberlegungen hinaus setzte und, indem er ohne Zweifel nicht vermuthete, Frankreich eine Afterköniginn zu geben, gezwungen war, alles zu versprechen, was die **Engelinn** von ihm foderte; und er hielt sich auch bereit, ihr sein gegebenes Wort zu halten.

Man weiß nicht für gewiß, ob diese Vestalinn zu selbiger Zeit in einem Stande der Reinigkeit war, der in Ansehung der Folgen ihres gemeinschaftlichen Umganges nichts zu befürchten übrig liesse. Man weiß eben so wenig, ob le Bel ohne die mindeste Vorsicht das Spiel, in so weit es ihn selbst betraf, gewagt und sich auf Geradewohl, ob er nicht seinem Herrn einige Zeitlang den Weg bahnen könnte, der Gefahr ausgesetzt hatte, seine Zuflucht zu dem Aesculap zu nehmen, um sich wieder in den Stand zu setzen, die Uebung

seiner

seiner Verrichtungen in ihrem ganzen Umfange von neuem anzutreten. Aber so viel weiß man indessen doch gewiß, daß, als die Rede davon war, die **Engelinn** bey dem Könige einzuführen, er dem Zustande ernstlich nachdachte, in welchem sich die Gesundheit dieser Nymphe befinden möchte, und gesetzt auch, daß er einige Vorsicht für sich selbst gebraucht hatte, so hielt er doch solche nicht für hinreichend für seinen Herrn. War dieses Treue, Diensteifer und Liebe gegen den König? oder war es nur persönlicher Eigennutz, der ihn so behutsam machte? Jeder mag hierüber denken, was er will; so viel ist immer gewiß, daß er seine Pflicht that, indem er, ehe er die Verrichtung eines Vorführers über sich nahm, als eine Hauptbedingung vestsetzte, daß er versichert seyn wollte, daß nichts für den König zu besorgen stünde. Die **Engelinn**, welche sich über diesen für ein ehrbares Frauenzimmer so beleidigenden Verdacht nicht ärgern durfte, willigte herzlich gern darein, augenscheinliche Beweise ihrer Gesundheit darzuthun, oder vielmehr an der Ausbesserung derselbigen zu arbeiten, wenn sie als beschädigt befunden werden sollte. Die Untersu-

chung geschah auf die gewissenhafteste Art und man versichert, daß ein Arzt und zween Wundärzte, die berühmt und sehr bekannt sind, auf das Begehren des le Bel sich zu dem **du Barry** begaben, um daselbst diese Untersuchung mit der **Engelinn** anzustellen. Wenn diese Vorsicht unnöthig war, so war sie doch zum wenigsten klug und da die Berichte von solcher Art ohne glaubwürdige gerichtliche Zeugnisse erstattet werden, so macht man sie auch nicht öfentlich bekannt; man weiß also nicht, was diese Probforscher dem le Bel für einen Bericht ertheilten; aber man weiß, daß er einige Tage hernach, nachdem er über den Punct, der ihm am meisten bange gemacht hatte, vollkommen ruhig war, sie bey anbrechender Nacht abholete, um sie *incognito* nach Versailles zu führen und die erste Stelle bey dem Eintritte zu vertreten, den sie daselbst ohne Gefolg, ohne Pracht noch Begleitung vornehmen sollte; so wie so viele andere vor ihr den ihrigen aus eben derselben Ursache gehalten hatten, nemlich um den Vortheil zu haben, einem Monarchen insgeheim die Zeit zu vertreiben, welcher von Zeit zu Zeit so gütig seyn und sich von dem Hofe wegstehlen

wollte,

wollte, um einige Stunden lang mit den geringsten von seinen Unterthanen einen vertrauten Umgang zu pflegen. (e) Da die zur Zusammenkunft bestimmte Stunde gekommen war, beobachtete der König solche wie gewöhnlich genau und richtig und nachdem sich der geheime Minister seiner Belustigungen wegbegeben hatte, gieng er mit der **Engelinn** als mit einer **schüchternen Unerfahrenen** um, weil alle ihre Vorgängerinnen dieses Verdienst entweder wirklich besassen oder es zu besitzen scheinen wollten. Die **Engelinn** hatte durch eine beynahe zehnjährige Erfahrung einen so unerschrockenen Muth erhalten, daß sie nichts mehr von jener Blödigkeit an sich hatte, die immer die Tugend begleitet, wenn sie nur noch erst einige leichte Anfälle erlitten hat oder wenn die ihr frisch beygebrachten Wunden noch bluten. Uebrigens hatte ihr ihr Mentor **du Barry** gleich in dem ersten Augenblicke, da sie der Ehre

(e) Ich habe irgendwo gelesen, daß le Bel die Engelinn bey der Madame de St.... kennen lernte und daß diese Dame ihn dazu bewog, in einer gewissen Nacht dieses Mädchen bey ihr abzuholen, um sie nach Versailles zu führen. Diese Meynung ist der Wahrheit gänzlich zuwider.

Ehre den König insgeheim zu unterhalten versichert war, Rathschläge in Ansehung des Betragens ertheilet, welches sie gegen den Monarch sogleich bey der ersten Zusammenkunft beobachten sollte; und der Erfolg hat bewiesen, daß **du Barry** die wahre Art errathen hatte, wie sie sich aufführen mußte, um sich andere Mittel vorzubehalten, welche sie in den Stand setzen könnten, wo nicht auf den Thron, doch so weit zu gelangen, als eine Sterbliche sich demselbigen zu nähern, ohne wirklich für Königinn erkannt zu seyn. Der König bemerkte anfangs nicht, daß seine Gegenwart die **Engelinn** so wenig in Verlegenheit gesetzet hatte und da er vernünftiger Weise vermuthen mußte, daß sie erschrocken wäre, so war er so gütig und wollte sie beruhigen und ihr Muth zusprechen. Da er von Natur gütig war, so hatte er sich angewöhnt, in solchen Gelegenheiten die ganze majestätische Pracht der königlichen Würde abzulegen und sich wie ein anderer geringer Mensch gegen diese Mädchen zu verhalten, welche unerachtet alles dessen ohne Bewegung in seine Arme sanken und sich aus ihrer Ohnmacht oft nicht eher erholten, als lange Zeit nachdem sie den König verlassen hatten, ob man es gleich an keinem der gewöhnlichen Hülfsmit-

mittel ermangeln ließ, um sie zu dem Leben zurück zu rufen, ehe man sie aus dem kleinen Parc aux Serfs fortließ. Alle diese Sorgfalt, sogar diejenige Vorsicht, welche der König gebrauchte, ehe er zur Hauptsache schritt, war bey der **Engelinn** sehr unnöthig. Da er ihre unerschrockene Verfassung daran bemerkte, weil das Herz dieser Schönen so wenig klopfte, so sah er sie starr an und da er sah, daß sie ihn eben so starr mit einer Verwegenheit ansah, die ein minder gütiger Regent, als er, für eine unverzeihliche Unverschämtheit aufgenommen haben würde, so befand er sich hitziger, als gewöhnlich und von dem Feuer entzündet, welches aus den Augen dieser neuen **Danae** Funken sprühete und genoß in ihren Umarmungen ein Vergnügen, welches er seit langer Zeit nicht genossen hatte, wozu die lebhafte Gegenhitze, mit welcher sie die von ihrem Könige erhaltenen Merkmale der Zärtlichkeit erwiederte, das meiste beytrug. Es war kein schönes lebloses Gerippe, dessen Reize er durchsuchte, wie er solches gewöhnlich zu thun pflegte. Er fand in der **Engelinn**, den Verstand ausgenommen, alle Reize und alle Quellen des Vergnügens wieder, die er an seinen verstorbenen Maitressen nach einem vieljährigen Umgange gefunden hatte. Kurz,

die **Engelinn**, welche bisher, so zu reden, nur solche Menschen gesehen hatte, die nichts als die Befriedigung ihrer Leidenschaft bey ihr suchten, und welche sich wohl dabey befunden hatte, das Feuer derselben von neuem anzufachen und zu erregen, wenn die Natur Ruhe zu begehren schien, glaubte, daß alle Menschen in diesem Falle Menschen wären und nach Anleitung des Unterrichts, den sie erhalten hatte, betrug sie sich gegen Ludwig den XV. so wie sie gewohnt war, sich gegen alle andere zu verhalten. Die lustigen und anreizenden Schwänke, die in solchen Gelegenheiten gebräuchlich sind, wurden angewandt. Sie lachete und scherzte mit dem Könige so wie mit einem Privatmanne und war nicht zurückhaltender, als gewöhnlich. Statt daß die Würde des Monarchen sie hätte abschrecken und der von Natur majestätische und durchdringende Blick des Königes ihr hätte Furcht einjagen sollen, so sah sie an ihm nichts, als einen, zwar liebenswürdigen, aber gewöhnlichen Mann. Ich glaube endlich, daß man die Unverschämtheit dieser Schamlosen nicht besser ausdrücken kann, als ein Englisches Blatt solche bey dieser Gelegenheit ausdrückt, wo der Verfasser sagt, daß die **Engelinn** mit der Krone Ludwigs des XV. spielte und in dem

erſten

ersten Augenblicke dieselbige, als eine Nachtmütze ansah, die sie alle beyde mit einander gemeinschaftlich besässen. (f)

Der König, welcher vertrauliche Reden von dieser Art wenig gewohnt war und welcher das so sanfte und in dem verliebten Kampfe so fühlbare Vergnügen der Gleichheit vielleicht noch gar nicht genossen hatte, empfand allen Reiz desselbigen und gab durch die Freude, die er darüber bezeugte, der Engelinn das Recht, alle Spaßstreiche oder sogar alle Ausschweifungen frey zu treiben, welche das einzige Verdienst eines sehr grossen Theiles dieser Läuferinnen ausmachen und der einzige Schatz ihrer Liebenswürdigkeit sind. Statt sich durch eine anhaltende Reihe unanständiger Scherze abwendig machen zu lassen, welche höchstens nur alsdann gefallen können, wenn sie dazu dienen, die Begierden in dem Falle zu reizen, da das Gefühl in Ansehung dessen kraftlos geworden ist, so fand der König vielmehr dieses Spiel so artig und bekam einen so grossen Gefallen an dieser Uebung der V — — Kriegskunst, daß jede Bewegung, welche die Engelinn dabey

(f) —— the dignity of his crown, any more than if it had been *a common night-cap.*

bey machte, nach dem Ausdrucke eines **ihrer Geschichtschreiber**, ein **neues Gleich** war, **das er an seine glänzende Kette legte.** (g)

Daher kam es auch, daß, als nach ihrer Einführung bey Hofe jederman vollkommen überzeugt war, daß sie, ihre Gestalt ausgenommen, nichts von sich selbst besässe, das im Stande wäre, eine beständige Neigung zu erregen oder eine wirkliche Liebe einzuflössen, und der Herzog von Richelieu den König fragte, was er an diesem Frauenzimmer fände, das im Stande wäre, zur grossen Verwunderung seines ganzen Hofes, ihn so vest anzuziehen, dieser Monarch ihm antwortete, **sie wäre die einzige in Frankreich, die das Geheimniß fände, ihn vergessen zu machen, daß er sechszig Jahre alt wäre.** (h)

Da

(g) Addet ist links to the chain.

(h) Diejenigen, welche nich wissen, daß der Herzog von Richelieu durch seine langen Dienste das Recht erworben hatte, Fragen von dieser Art an Ludwig den XV. zu thun, könnte sich über diese seine grobe Verwegenheit wundern. Aber man weiß in Frankreich die Ursache, welche ihn dazu berechtigen konnte, diesen Schritt zu thun, welcher an jedem andern Unterthane als ein Verbrechen angesehen und zum wenigsten mit einem ewigen Gefängnisse bestrafet worden wäre.

Da der König dieses erstemal den Parc aux Serfs verließ und die neue Liebste dem le Bel wieder zustellte, um sie nach Paris zurückzuführen, befahl er ihm, daß er ihm dieselbige sogleich den folgenden Abend wieder bringen sollte und also fort, bis auf neuen Befehl. Le Bel verwunderte sich desto mehr über diesen Befehl, je neuer er für ihn war, denn Ludwig der XV. sah kaum zweymal das nemliche Mädchen in diesem kleinen geheimen Tempel der Liebe. Der Minister seiner Belustigungen war nicht sehr empfindlich über den Verlust einer Liebste gerührt, der er sich indessen doch aufrichtig ergeben hatte, aber er besaß eine allzugroßmüthige Denkungsart, als daß er sich nicht eine wahre Freude daraus gemacht hätte, sie seinem Herrn abzutreten, und da an dem Hofe alle Bedienungen und alle Aemter fast immerwährenden Abwechselungen unterworfen sind, ob er gleich alle Ursache hatte zu glauben, daß er vest genug in seiner Stelle säße und nicht zu befürchten hätte, von einem andern aus dem Sattel gehoben zu werden, so schmeichelte er sich doch mit der Hoffnung, an der **Engelinn** eine mächtige Beschützerinn zu finden, in dem Falle, wenn irgend ein Gegner es unternehmen würde, nach seiner Stelle zu trachten. Dieser Gedanke behielt die Oberhand über alle andern und da er einen

Theil der Begnadigung vorhersah, zu welcher die **Engelinn** nunmehr bald gelangen würde, so war er der erste, der ihr zu der vortheilhaften Aussicht Glück wünschte, die sie vor sich hatte und er bat sie in so kräftigen Ausdrücken um ihren Schutz, daß, wenn ihm auch die Erkenntlichkeit nicht versichert gewesen wäre, die natürliche Güte der **Engelinn** ihm solche nicht hätte versagen können.

Da sie nach Hause, oder vielmehr nach der Wohnung des **du Barry**, der sie mit Ungedult erwartete, zurück gekommen war, erzählte sie ihrem Mentor alles, was bey dieser Zusammenkunft vorgegangen war. Dieser zog die schönsten Hoffnungen daraus, verdoppelte seinen Eifer und seine aufmerksame Sorgfalt, um seiner **Mündel** nützliche Lehren zu geben, welche die weitsichtigen Entwürfe, die er schon faßte, zu Stande bringen könnten, und nahm auf seiner Seite alle die sichersten Maaßregeln, um mit ihr, wo nicht das reizende Glück ihres künftigen Standes, doch zum wenigsten die wirklichen Vortheile ihrer Verfassung zu theilen.

Da **du Barry** in den Gebräuchen und dem Ceremoniel des Hofes ziemlich wohl erfahren war, ob er gleich aus einer der am

weitesten davon entfernten Provinzen herstammte: so war er auf die Mittel bedacht, die **Engelinn** in den Fall zu setzen, daß sie förmlich im erfodernden Falle als **Maitresse** erkannt werden könnte, so wie er auch nicht daran zweifelte, nachdem sie die dritte Zusammenkunft mit dem Könige gehalten hatte. Da er also wußte, daß alle Maitressen Ludwigs des XV. verheyrathet gewesen waren, da er sie an seinem Hof aufnahm: so war er darauf bedacht, der **Engelinn** einen Mann zu suchen, und damit er so sehr Herr über den Mann wäre, als er es schon über sie selbst war, so wollte er sich nicht der Gefahr aussetzen, ihn in einer fremden Familie, sondern in der seinigen zu wählen, damit im Falle einer Ungnade die Güter, die Ehrenstellen, die Titel, die Aemter und alle durch die Gunst der Maitresse des Königes erhaltenen Vortheile in seinem eigenen Hause blieben, welches er allenfalls bereichert und berühmt gemacht haben würde, ehe die Gnade der **Engelinn** ein Ende genommen hätte. Da er nicht selbst der rechtmässige Mann seiner **Mündel** werden konnte, indem er schon Frau und Kinder zu **Levignac** hatte und da er solches der Welt nicht verheelen konnte, als welche ihn leicht der **Vielweiberey** hätte überweisen können, wenn er so unvorsichtig gewesen wäre und sich der Gefahr ausgesetzet hätte, ein sol-

ches Verbrechen in einem Königreiche zu begehen, wo der Fall **hängenswerth** ist: so warf er die Augen auf einen jungen Bruder, welcher in der Provinz war, um denselben zum Gemahl seiner Beyschläferinn zu machen, die itzt bald diese Stelle bey dem Könige feyerlich vertreten sollte. Er schrieb deswegen nach Guienne, schickte so viel Geld als nöthig war, damit sich sein Bruder sogleich zu ihm begeben könnte, ohne daß er ihm eigentlich berichtete, wovon die Frage wäre, sondern nur ermahnte, sogleich wegen eines Geschäftes abzureisen, woran sein Glück gelegen wäre. So viel hätte es nicht für einen jungen Mensch gebraucht, der an einem kleinen Orte müssig lebte, und dessen ganze Beschäftigung darinn bestund, auf dem Felde herumzustreichen und den ganzen Tag einem Jagdhunde nachzulaufen, damit er irgend ein Stückchen Wildpret schiessen möchte, welches dazu dienen könnte, die geringe Kost seiner Familie zu vermehren, die ein sehr kleines Vermögen zu einer ausserordentlichen Sparsamkeit nöthigte. So viel sage ich, hätte es nicht gebraucht, den Ritter **du Barry** dazu zu verleiten, die Provinz mit Freuden zu verlassen, um nach der Hauptstadt zu kommen, die er ganz gewiß ohne diese ausserordentliche Begebenheit niemals gesehen haben würde. Da ihn nichts nöthigte, seine Reise einen Augenblick

zu verschieben, so begab er sich sogleich nach Toulouse, bestellte einen Platz in dem **Courierwägelchen** und kam den fünften Tag nach seiner Abreise von Toulouse in Paris an. Da seine Heyrath mit der **Engelinn** eine **Nothheyrath** war, an welcher die Liebe nicht den mindesten Theil hatte noch haben sollte: so waren die Artickel der Ehepacten schon vor seiner Ankunft von seinem ältern Bruder, welcher vermöge dieses Titels die Stelle des Vaters vertrat, in Ordnung gemacht und alsdann von den beyden Brautleuten ohne Widerspruch unterschrieben. Da alles zu dieser rühmlichen Heyrath vorbereitet war, so schwuren die beyden künftigen Eheleute an dem Fusse der Altäre, inskünftige nicht für einander zu leben, einander nicht zu lieben, einander nicht mehr zu sehen und vor allen Dingen, einander untreu zu werden. Man sagt, daß unter allen Gelübden dasjenige am schlechtesten beobachtet werde, welches zwo Personen einander gegenseitig ablegen, wenn sie im Gesichte der heiligen Kirche einander ihre Treue versprechen und ihre Hand geben. Niemals sind Eheleute den ihrigen getreuer gewesen, als der Ritter **du Barry** und seine Gemahlinn, und sie können herzhaft jedermann zum Beweise auffodern, daß sie diese ihre Treue gebrochen hätten. Man weiß sogar nicht einmal, ob sie sich nicht

ein sicheres Mittel vorbehalten haben, um ihre Ehe für ungültig erkennen zu machen, im Falle sie es so weit kommen lassen würden, dadurch, daß sie solche nicht vollzogen. Wenn es aus diesem Bewegungsgrunde geschehen ist, daß sie niemals beysammen geschlafen haben, so haben sie die Vorsicht ein wenig zu weit getrieben, zu einer Zeit, da man nicht so genau darauf sieht, um die Ehescheidungen bey solchen Personen zu rechtfertigen, welche nur scheinbare aber augenscheinlicher weise unzureichende Gründe dazu haben, einander vor Gericht zu verfolgen. Vielleicht geschieht es aus einer dringendern Ursache, welche die Ehrbarkeit, die Ordnung der Gesellschaft und die Natur selbst zu berechtigen scheinen. Man gewöhnt sich wirklich den Gedanken einer **Blutschande** schwerlich an. Vielleicht mag es endlich seyn, daß die Madame **du Barry**, welche ihre rühmliche Bestimmung schon wußte, sich dem Könige ganz vorbehalten wollte, und daß die Gelübde, welche sie in dem Tempel der Liebe abgelegt hatte, ihr heiliger zu seyn schienen, oder doch vortheilhafter vorkamen, als jene, welche sie in einer **Römischkatholischen** Kirche hätte schwören müssen, daß sie sich unwiderruflich an die erstern hielt und die andern nur als eine blosse Ceremonie ansah, welche sie nicht

nicht stärker verpflichtete, als wenn ihre Heyrath auf der Schaubühne begangen worden wäre, wie sie denn auch, diese Feyerlichkeit ausgenommen, wirklich nichts anders ist, als ein Auftritt aus irgend einem Nachspiele, so man ziemlich insgemein **Possenspiele** nennet.

Das größte Hinderniß, oder besser zu reden, das einzige Hinderniß, welches der Grösse der Madame **du Barry** im Wege stund, war nun gehoben. Sie drang also auf das Anrathen ihres Schwagers auf ihre förmliche Einsetzung in ihre Stelle bey dem Könige. Dieser Monarch hatte es schon so weit mit ihr kommen lassen, daß er ihr nichts mehr abschlagen konnte. Seine Neigung trieb ihn an, ihr alles zu gestatten, was sie foderte; und obgleich der Hof und die Stadt die neue Liebe Ludwigs des XV. schon erfahren hatten und man ziemlich frey davon sprach: so war er doch der einzige, welcher nicht wußte, was man davon sagte und welcher glaubte, daß sein Liebeshandel in dem tiefsten Geheimnisse verborgen stäcke. Unerachtet seiner eigenen Ungedult, mit welcher er von dem Zwange, einige Zurückhaltung gegen die Madame **du Barry** zu beobachten, befreyt zu seyn und ihr eine Wohnung neben der seinigen, welche die **Vorgänge**-

rinnen seiner neuen Favoritinn beständig inne gehabt hatten, geben zu können wünschte, so konnte er doch, ohne gerade-zu wider allen Wohlstand und, was noch mehr ist, wider alle Gebräuche zu verstos-sen, die Umstände nicht unabgewartet be-schleunigen noch die Madame **du Barry** ohne Feyerlichkeit einführen. Es blieben noch gewisse kleine Puncten zu erfüllen übrig und er machte sich auch wirklich in allem Ernste bereit, alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen.

Er fieng damit an, daß er öffentlich mit der Frau Gräfinn von **Esparbes** brach, mit welcher er in so gutem Verständnisse lebte, daß dieser Gräfinn nichts mehr als die Ceremonie der **öffentlichen Erklärung** fehlte, um für die Nachfolgerinn der Mar-quisinn von Pompadour gehalten zu wer-den. Es war Ludwig dem XV. desto leich-ter, sie fortzuschicken, da die Händel des Regiments **Piemont**, von welchem der Graf von **Esparbes** Obrist war, und an denen er, wie man sagte, einen Antheil haben sollte, welcher ihm keine Ehre mach-te, noch in ganz frischem Gedächtnisse wa-ren und da der Herr Herzog von Choiseuil, welcher die Absicht hatte, seine Schwester in der Stelle der Marquisinn nachfolgen zu machen, auf die Ungnade des Grafen

von

von Esparbes drang, indem er die Gräfinn seine Gemahlinn mit hinein zu ziehen glaubte. Der Herr Herzog de la Brilliere erhielt, wie gewöhnlich, den Auftrag, dem Herrn und der Frau von Esparbes durch einen königlichen Befehlsbrief zu wissen zu thun, daß der König sie beyde nicht mehr bey Hofe zu sehen verlangte und daß die Willensmeynung Seiner Majestät wären, daß sie sich nach **Montauban** zu dem Herrn Marquis von **Lussan**, dem Vater des Herrn von Esparbes, begeben sollten, welcher seines hohen Alters wegen ihre Gegenwart nöthig hatte.

Nachdem die Madame d'Esparbes fortgeschickt war, blieb nichts mehr zu thun übrig, als die Madame du Barry ein bis zweymal bey Hofe erscheinen zu lassen, damit, wenn sie dem Gebrauche nach den königlichen Prinzessinnen und der ganzen königlichen Familie vorgestellet worden wäre, dieselbige auch Seiner Majestät in aller Feyerlichkeit vorgestellet werden könnte. Alle diese Vorstellungen schlagen nicht mehr in das Fach noch in das Amt des Herrn le Bel ein. Seine Verrichtungen geschahen nur bey Licht und allein in dem Parc. Hier waren weit vornehmere Führer nöthig. Zum Glücke für den König lebte sein alter Ceremonienmeister

noch und konnte unerachtet seines hohen Alters die Verrichtung seines Amtes noch einmal über sich nehmen und es mit dem nemlichen Eifer versehen, der ihm die grosse Gnade erworben hatte, welche er von dem Könige genoß. Der Herr Herzog von **Richelieu** erhielt also den Befehl, sich bereit zu halten, um die Madame **du Barry** zu melden und sie bey dem Könige vorzuführen, nachdem sie bey den königlichen Prinzessinnen würde vorgestellet worden seyn.

Es gehöret ferner noch zu dem Hofceremoniel, daß jedes Frauenzimmer, es mag auch seyn wer es wolle, ehe es dem Könige vorgestellet werden kann, zuvor der Königinn, wenn der König kein Wittwer ist, und allen Prinzessinnen von der königlichen Familie vorgestellet worden seyn muß. Diese Vorstellung geschieht immer durch eine oder zwo Damen von dem vornehmsten Range, die selbst in dem Dienste einer Person von der königlichen Familie stehen. (i) An einem andern Hofe, als an dem

(i) Wenn ein fremder Minister oder irgend sonst eine sehr vornehme Person bey Hofe vorgestellet werden soll, so muß sie zuerst bey dem Könige anfangen und erst von dem Könige weg, führet man sie stufenweise zu allen Prinzen und Prinzessinnen der königlichen Fami-

Französischen, würde man vielleicht in Verlegenheit gewesen seyn, zu wissen, an wen man sich wenden sollte, um irgend eine Dame von dem vornehmsten Range zu finden, die so gütig hätte seyn und den Auftrag über sich nehmen wollen, diesen wichtigen Dienst einer Weibsperson zu leisten, die allgemein für eine öffentliche H——e bekannt war; besonders da jedermann wußte, daß sie nur als eine solche zu der Ehre gelangt war, sich bey dem Könige bekannt zu machen und daß sie nur, um den Namen einer allgemeinen Dirne zu verlieren, nach Hof kommen, dabey aber nichts destoweniger den Namen der H——e des Königes fortführen sollte. Das Amt einer Vorstellerinn war in diesem Falle nicht sehr rühmlich und war vielleicht von dem Amte einer königlichen Ku——rinn wenig unterschieden. Indessen war doch die Wahl an dem Hofe zu Versailles nicht schwer, und die Herzogin von Gramont ausgenommen, welche besondere Gründe zu ihrer Entschuldigung gehabt haben würde, war es dem Herzoge von Richelieu ziemlich einerley, sich an die einen oder die andern

---

lie. Was die Frauenzimmer betrifft: so geschieht die Vorstellung umgekehrt und erst, wenn sie nach und nach bey der ganzen königlichen Familie herumgewesen sind, kommen sie öffentlich zu dem Könige.

andern der **Hofdamen** zu wenden, um ihnen die Ehre aufzutragen, seine Stelle in einer Ceremonie zu vertreten, in welcher er sein Amt nicht selbst verrichten konnte. Es war fast keine einzige, die nicht die vorzügliche Ehre dem Könige zu dienen und die rühmliche Stelle eines **Unterabgeordneten** des Herzogs von **Richelieu** bey der Vorstellung der Madame **du** Barry bey den königlichen Prinzessinnen zu vertreten, sehr hochschätzte, als welche die einzigen seit dem Tode der Königinn waren, bey denen sie erscheinen mußte, ehe sie in forma publica zu dem Könige gelangte.

Da der Tag zu dieser in allen Rücksichten unanständigen Ceremonie vestgesetzet war, begab sich Madame **du** Barry nach Versailles mit einem prächtigen und zahlreichen Gefolge von Bedienten; und da es ihre erste öffentliche Ausfahrt war, so kann man sich leicht vorstellen, daß der Herr **du** Barry, ihr Schwager, die ganze Begleitung auf eine seinem Geschmacke, seinen Absichten, seiner Eitelkeit gemässe Art eingerichtet hatte, die doch vor allen Dingen dem äusserlichen Scheine nach den Stolz der verehrungswürdigen Damen nicht demüthigen sollte, welche so gütig seyn und seiner Schwägerinn die

die Ehre erweisen wollten, sie bey den königlichen Prinzessinnen vorzustellen. Diese Vorstellung geschah also mit den in dergleichen Fällen gebräuchlichen Ceremonien und nachdem die Neuvorgeführte den königlichen Prinzessinnen ihre Aufwartung gemacht und ihnen den Saum ihres Rockes geküßt hatte, weil die tugendhaften Töchter Ludwigs des XV. ihr ihre Hand heldenmüthig verweigerten, so gieng sie wieder fort, ziemlich unzufrieden mit der kaltsinnigen Aufnahme, die sie so eben erhalten und die sie ohne Zweifel nicht erwartet hätte, die sie aber hätte vermuthen sollen, wenn eine Person von ihrem Stande der mindesten ehrbaren Gesinnungen fähig wäre. Aber ausserdem daß die Madame du Barry mit größtem Rechte für sehr eingeschränkt in Ansehung des Verstandes gehalten wurde, so hatte sie ihr ungefehres Glück so sehr verblendet, daß sie glaubte, die gezwungene Achtung und der Gehorsam der königlichen Prinzessinnen gegen ihren Vater würde sie dasjenige vergessen machen können, was sie der Ehre, ihrer erhabenen Geburt, ihrem Range, kurz der allgemeinen Achtung schuldig wären, und sie müßten noch alles dem kindlichen Gehorsame aufopfern und sich in der Güte

dem

dem Willen eines Vaters unterwerfen. Der bey dieser Gelegenheit, so wie bey vielen andern von dieser Art, ihre Unterwürfigkeit nicht auf so harte Proben hätte setzen sollen und der besser gethan haben würde, wenn er ein Hofceremoniel abgeschaft hätte, das so schimpflich für seine Kinder, als lächerlich und unnöthig ist. Madame du Barry begieng die Thorheit und beklagte sich bey dem Könige über die so wenig schmeichelhafte Aufnahme, die sie bey den königlichen Prinzessinnen erhalten hatte und der König dachte so gut, daß er ihre Klage nicht anhörete, sich ihres Streites nicht annahm, nicht den mindesten Unwillen darüber bezeugte, sondern sogar seine Töchter destomehr liebte und hochschätzte, wie sie auch mehr als einer Ursache wegen seine ganze Zärtlichkeit verdienten.

In der Zwischenzeit zwischen der Heyrath der Madame du Barry und ihrer Einsetzung in ihre Stelle bey Hofe, hatten ihr die freygebigen Geschenke des Königs das Mittel verliehen, eines der schönsten und prächtigsten Häuser zu halten, oder vielmehr ihr Schwager, ihr Mentor, ihr Vorgesetzter und ihr Alles schien

schien alles dasjenige, was die Thorheit, die Eitelkeit und der gute Geschmack eingeben können, erschöpft zu haben, um dem Hause seiner Schwägerinn und also dadurch zugleich dem seinigen jenen Ton, jene Zierlichkeit, und jene Art kostbarer Pracht zu verleihen, die man niemals anders als auf fremde Kosten unterhält und die er selbst, unerachtet der Gelder aus dem königlichen Schatze oder aus der Kiste des Königes nicht einen Monat lang aushalten konnte, ohne die Madame **du Barry** in eine Schuldenlast von mehr als hundert tausend Livres zu stecken. Während dieser nemlichen Zwischenzeit hatte er seine Wohnung geändert, dabey aber für rathsam erachtet, das **Schild** der ersten Wohnung, die er inne hatte, als er nur noch ein **Winkelhaus** hielt, beyzubehalten; nur hatte er die Vorsicht gebraucht, das Wort **Spielhaus** auslöschen und nur die — — — u. s. w. stehen zu lassen. Allein indessen gab er sich alle nur ersinnliche Mühe, um sich mächtige Beschützer an dem Hofe zu erwerben, damit er seine Schwägerinn daselbst wider die mächtigen Rotten beschützen könnte, die, wie er solches schon wissen mußte, sich alda bereits wider sie auflehneten. Seine Gegen-

genparthie war desto fürchterlicher, da der Herzog von **Choiseuil** an der Spitze aller seiner Anhänger stund, um die Madame **du Barry** von dem Throne herabzustürzen zu suchen, auf dessen erster Stufe sie nur erst mit einem Fusse stund und dem Augenblicke nahe war, über die andern alle zu springen, um sich neben den König zu setzen.

Wider den Lieblingsminister Ludwig des XV. zu kämpfen, war das verwegenste und das frevelhafteste Vorhaben; auch sah **du Barry** anfangs alle Gefahr desselbigen ein; und ob er gleich eben soviel und noch mehr feine List besaß, als sein Widersacher, so hatte er doch bey weitem nicht die nemliche Macht in Händen. Er fieng also an, diesen wütenden Löw, wenn es möglich wäre, zahm zu machen und zu besänftigen zu suchen. Er kannte seine Schwäche und er versuchte, ihn auf der zartesten Seite zu reizen. Es würde ihm auch unfehlbar gelungen seyn, ihn ruhig zu machen, wenn der Herzog von **Choiseuil** nicht Familienursachen, die stärker waren als seine natürliche Neigung, zu Rathe zu ziehen gehabt hätte, welche, alles wohl erwogen, sein Ansehen und seine Gunst sicherer

beve=

bevestigten, wenn er seine Schwester die Stelle besetzen liesse, die für die Madame **du Barry** bestimmt zu seyn schien. Diese Betrachtung machte, daß er großmüthig alles reizende Anerbieten des **du Barry** ausschlug; vergebens versprach er ihm, daß seine Schwagerinn sich nur nach seinen Rathschlägen bey Hofe richten, daß sie sich nur in die Bettgeschäften des Königes mischen, daß er immer das nemliche Ansehen und die nemliche Gewalt in dem Königreiche behalten, daß er die nemliche Macht über den Geist des Königes haben sollte, daß sie mit ihm einen Schutz- und Trutz-Bund wider alle ehrliche Leute errichten würde, daß sie es niemals vergessen wollte, was sie ihm zu verdanken hätte, kurz, daß er es auf sich nähme, ihm durch seine Schwägerinn solche Bürgschaften zu leisten, wie er sie zur Sicherheit des gegebenen Wortes nöthig finden würde, daß sie sich ihm verbürgen wollte, ihre Vortheile niemals von den seinigen zu trennen, so gar auf Kosten der Treue, die sie ihrem Könige schuldig wäre. Alles war vergebens. Der Herr Herzog von **Choiseuil** weigerte sich, den mindesten Vertrag einzugehen, verachtete die so oft gegebenen Bürgschaften und stund nicht davon ab, den Absichten

des du Barry im Wege zu stehen und sich der Einführung der Madame du Barry zu widersetzen, bis er sah, daß alle seine Bewegungen vergeblich wären und bis er zum erstenmale erkannte, daß sein Ansehen seit dem Tode der berühmten Marquisinn nicht so mächtig wäre, als er es sich eingebildet hatte. Nun sah er sich genöthiget, sich dem Willen des Königes zu unterwerfen, zu erlauben, was er nicht verhindern konnte und, was noch ärger ist, einem Weibe seine Aufwartung zu machen und schändlich zu derjenigen Füssen zu kriechen, deren Stand, Macht und Reize er verachtet hatte. (k)

Da

(k) Einige übel berichtete Personen haben geglaubt, daß Madame du Barry ihre Erhöhung dem Herrn Herzoge von Choiseuil zu verdanken hätte, daß dieser Minister sie dem Könige verschaffet hätte, nachdem er selbst derselben überdrüssig geworden wäre und daß er, da er an ihr einen Mangel des Verstandes gefunden hätte, der zu seinen ehrgeizigen Absichten sehr dienlich gewesen wäre, geglaubt hätte, er müßte ihr vor allen andern den Vorzug geben, um sie zur Maitresse des Königs zu machen; indem er sich dadurch ein doppeltes Verdienst bey dem Monarch zu erwerben versprach, ohne der Gefahr ausgesetzt zu seyn, selbst durch das Werk seiner Hände zerstö-

Da du Barry den Herzog von Choiseuil unbeweglich und vest entschlossen fand, sich seinem Vorhaben zu widersetzen: so schlug er sich nun mit allen Kräften auf die diesem Minister entgegengesetzte Parthey und schloß eine enge Verbindung mit den Herren Herzogen von **Richelieu**, von **Aiguillon**, u. a. m. Es war ihm desto leichter, sich heimlich zu ihnen zu rotten, da diese Herren, seitdem sie die Neigung des Königes gegen die Madame

---

ret zu werden, denn er war nicht mehr gesinnt, sklavisch zu den Füssen einer Favoritsultaninn zu kriechen, wie er solches während der Regierung der Madame de Pompadour zu thun genöthiget gewesen war. Diese Meynung, der es nicht an Wahrscheinlichkeit fehlt und welche auf Grundsätzen zu beruhen scheinet, die mit der Denkungsart dieses alten Ministers übereinkommen, streitet indessen wider die Wahrheit in Ansehung dessen, was die Vorstellung der Madame du Barry durch den Herzog von Choiseuil betrifft. Es kann seyn daß dieses Weib, ehe es seinen Ehrgeiz so weit getrieben hatte, den Belustigungen dieses grossen Mannes zu Diensten gestanden war, allein so viel ist immer gewiß, daß der Herr von Choiseuil sie niemals in der Absicht gesehen hatte, sie zur Maitresse Ludwigs des XV. zu machen.

du Barry wahrgenommen hatten, ihr sehr fleissig in ihrem Wohnhause ihre Aufwartung machten, und anfiengen ihren Schutz zu suchen, indem sie wohl vorhersahen, daß sie ihnen grosse Hülfe leisten könnte, einen Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen, der so schwer aus einer Stelle wegzutreiben zu seyn schien, die man ihm misgönnete. Ohne Zweifel geschah es aus Erkenntlichkeit gegen ihre ersten Höflinge, welche ihr gehuldiget hatten, ehe ihr Ruhm völlig entschieden war, daß Madame **du Barry** sie beständig beschützet hat, und daß nichts ihre Neigung gegen sie hat stören können, als der unvermuthete Tod des Königes. Der Herr **du Barry**, seine Schwägerinn, der Herr Herzog von Richelieu und sein Neffe hatten schon den ganzen Plan ihrer Verrichtungen entworfen, ehe Madame **du Barry** an den Hof kam; und wenn dieser Plan langsam vollzogen worden ist, so hatten sie nicht vorhergesehen, als sie denselbigen entwarfen, daß sie so viele Hindernisse finden noch einen so mächtigen Widerstand von dem Oberhaupte ihrer Widersacher erfahren würden, welcher desto schwerer zu überwinden war, da er in der Unmöglichkeit sich ihnen öffentlich zu widersetzen, die geschickte List gebraucht hatte, dergleichen

zu

zu thun, als stellete er sich auf ihre Seite, wobey er sich damit begnügte, daß er ihnen heimliche Streiche versetzte, welche zum Glücke nicht trafen und endlich wider ihn selbst zurückkehreten.

Einige Tage darauf, nachdem Madame **du Barry** den königlichen Prinzessinnen von zwo Damen vorgestellet worden war, welche, indem sie die Wahl des Herzogs von **Richelieu** erfüllten, zu gleicher Zeit die Wünsche des Königes auf Kosten ihrer eigenen Ehre, ihres Ruhms, ihres guten Namens und der Hochachtung der königlichen Prinzessinnen, welche sie auf ewig verloren, erfüllten, wurde derjenige Tag, an welchem sie öffentlich vor dem Könige erscheinen sollte, von dem Könige selbst bestimmet, welcher dem Herzoge von **Richelieu** den Auftrag gab, der Madame **du Barry** und ihren Vorführerinnen Nachricht davon zu ertheilen, damit diese Aufnahme mit aller Pracht, die sie haben sollte, geschehen möchte. Drey Tage vor dem Ceremonientage gab der Herr **du Barry** alle nöthigen Befehle, damit die Wägen, die Kleidungen der Bedienten, kurz alles, was in dem Gefolge seiner Schwägerinn prächtig erscheinen sollte, in dem besten Stande wäre und mit ihrem Trium-

phe übereinstimmete. Während diesen drey Tagen begaben sich die Ceremonienmeisterinnen, fleisig zu ihr, um sie vollends umzubilden, damit sie nicht neu und ungeschickt aussähe, wenn sie sich an einem Hofe zeigte, dessen Lebensart, Betragen und Sitten ein besonders Lernen erfodern, wenn man sie eben so wenig gewohnt ist, als es Madame du Barry war. Hier hatte sie das Hülfsmittel nicht, mit Unverschämtheit zu bezahlen, wie sie solches that, wenn sie den König allein sah. Der Dirnenton, welcher dem Könige in dem kleinen Parc aux Serfs gefiel und welcher der einzige war, den sie ohne Zwang anzunehmen wußte, würde ihm ungemein misfallen haben, wenn sie ihn in Gegenwart seines ganzen Hofes angenommen hätte. Sie würde den König überaus beschämt und sich der Gefahr fortgejagt zu werden, wie sie solches auch verdienet hätte, ausgesetzet haben, wenn sie statt einer edeln Bescheidenheit gleich in dem Anfange alle Unverschämtheit ihres Standes hätte blicken lassen.

Da der König die Stunde und den Augenblick wußte, wenn sie zu Versailles ankommen sollte: so blieb er auf der Altan des Gebäudes, welches gerade gegen die

grosse

grosse Landstrasse von Paris steht, ohne Zweifel, um das Vergnügen zu haben, zu sehen, ob ihre Wagen und ihre Bedientenkleidungen mit Geschmacke oder blos durch die Wirkung der Ungedult gewählet worden wären, die den lebhaften Temperamenten so eigen ist, welche die Erwartung eines Vergnügens immer demselbigen entgegen laufen macht. Da die Bedeckung unten an der Strasse erschien und eine unzählige Menge Volkes, so ihre Ankunft schon vorher wußte, sich an dem Gegitter versammelt hatte, welche Neugierde bey solchen Umständen wohl zu vergeben war, so wandte sich der König, der solches gemerket hatte, an den Herrn von **Choiseuil** und fragte ihn in dem Tone einer verstellten Unwissenheit, was dieses Volk an dem Gegitter des Schlosses thäte und was all dieser Lärm bedeutete? "Sire, antwortete ihm „der Herzog, dieses Volk hat erfahren, „daß die Madame **du Barry** heute die Ehre „haben sollte, Eurer Majestät vorgestellt zu „werden und deswegen ist es von allen Seiten her herbeygelaufen, um Zeuge ihres „Einzugs zu seyn, da es kein Zeuge der Aufnahme seyn kann, die Euer Majestät derselbige gewähren werden." Der Stolz des Königes war durch diese Antwort gedemüthiget; er sah die ganze Bosheit ein, die

sie enthielt und war so großmüthig, sie nicht zu bestrafen. Er merkte zum Theile, wie lächerlich er sich machte und wie sehr er sich itzt dem Spotte in Gegenwart seines ganzen Hofes aussetzen würde. Da er indessen doch nicht zurück weichen wollte, weil die Sache schon zu weit gekommen war, da er übrigens sich entschlossen hatte, eine öffentlich dafür erkannte Maitresse anzunehmen, so wollte er nur für diesen Augenblick die Art von Schimpf vermeiden, dem er sich aussetzte; und da er die Annäherung dieser öffentlichen Zusammenkunft befürchtete: so glaubte er sich gegen die unangenehme Wirkungen, die sie schon für ihn gehabt hatte und die er nicht vorhergesehen hatte, dadurch in Sicherheit zu setzen, indem er Befehl ertheilte, unter welchem Vorwande es auch wäre, die Vorstellung dieser neuen Favoritinn aufzuschieben. Er wandte sich gegen den Herzog von **Richelieu**, welcher nahe bey seiner Person stund und gab ihm den Auftrag, die Sache auf einen andern Tag zu verlegen. Dieser Herr beeiferte sich, die neuen Befehle, die er so eben erhalten hatte, zu vollziehen, und war im Begriffe aus dem Zimmer des Königes zu gehen, um solche zu vollziehen, aber es war keine Zeit mehr. Indem er die Thüre eröfnete, traf er die Madame **du Barry**

ry und ihre beiden Begleiterinnen an, und da er nicht glaubte, daß er sie **auf eine anständige Art** zurücktreten machen könnte, faßte er den Entschluß aufzumachen, diese Damen hineinzuführen und mit lauter Stimme dem Könige zuzurufen: "**Sire, hier ist sie, wenn es Eurer Majestät gefällig ist, daß sie hereinkommen soll, hier ist sie.**" Niemals ist ein Theaterstreich besser aufgeführet worden; niemals ist eine Scene durch die Lage und die natürliche Verfassung aller der verschiedenen Schauspieler, die eine wichtige Rolle dabey spieleten, besser vorgestellet worden. Der Herzog von **Choiseuil**, welcher den Befehl gehöret hatte, den der König zur Aufschiebung dieser Ceremonie ertheilet hatte, frohlockte heimlich darüber, daß es ihm gelungen war, auf einmal den Monarch und den Herzog von **Richelieu** zu demüthigen; vielleicht schmeichelte er sich sogar mit der Hoffnung, den Sturm völlig abgewandt zu haben, der über seinem Haupte witterte, indem er eine förmliche Einsetzung verhinderte, die dadurch wohl gar niemals mehr statt finden konnte. Der Herzog von **Choiseuil**, sage ich, konnte kaum seinen Augen glauben, und blieb beschämt und unbeweglich stehen, als er nicht mehr dar-

an zweifeln konnte, daß Madame du Barry in dem Zimmer wäre und daß der König sie schon mit einer vorzüglichen Achtung empfieng, welche die Neigung bezeugte, die er gegen sie hegte. Der Herzog von Richelieu konnte die reine und vollkommene Freude nicht verbergen, die er genoß, über seinen Nebenbuhler in dem nemlichen Augenblicke gesiegt zu haben, da er alle Hoffnung aufgegeben hatte, in diesem Augenblicke zu überwinden. Die Höflinge lachten heimlich und konnten sich kaum enthalten, in ein lautes Gelächter auszubrechen, da sie die Demüthigung des ersten dieser Herzoge sahen, welchen sie verabscheueten und da sie den Sieg des andern sahen, den sie verachteten; und endlich zeigte sich Madame du Barry, unerachtet der Lehren der Bescheidenheit, die sie erhalten hatte, mit einer ziemlich freyen Mine, welche bewies, daß sie den König mehr als einmal insgeheim gesehen hatte. So wahr ist es, daß die Vorurtheile der Erziehung immer die Oberhand behalten und daß alle mögliche List die Gesinnungen und die Sitten derselbigen nicht gänzlich verbergen kann.

Der König sah mit der größten Zufriedenheit, daß dieser Augenblick, den

er

er so sehr befürchtete, endlich vorbeygegangen war, ohne daß er, so zu reden, die Zeit gehabt hatte, alle das Unangenehme davon zu empfinden, und dieser Augenblick, den man als den von der Entwickelung des Knotens dieses spaßhaften Lustspiels ansehen kann, wurde so gut gedrehet, daß Seine Majestät kaum die Zeit hatten, die lächerliche Rolle zu merken, welche er in diesem Possenspiele spielte. Der König, die Frau Gräfinn **du Barry** und der ganze Hof konnten sich nicht in Ansehung des Beweggrundes irren, welcher vor dem Schlosse diese Menge Volkes versammelt hatte, dessen lärmender Anblick Ludwig den XV. sehr beschämet hatte. Es war nicht schwer, alle Schalkheit davon dem Herrn Herzoge von **Choiseuil** zuzuschreiben. Man errieth leicht den Grund davon und der Erfolg schien zu bestätigen, daß dieser feine Höfling, indem er seine geheimen Boten ausgesandt hatte, um dieses Volk zu versammeln, den sichersten Weg ergriffen hatte, die Absichten des Königes selbst zu hintertreiben, ohne daß er geradezu deswegen beschuldiget werden konnte. Jeder andere, der nicht so sehr in Gnaden gestanden hätte und in den listigen Ränken des Hofes nicht sowohl erfah-

erfahren gewesen wäre, als der Herzog von Richelieu, würde die Befehle des Königes dem Buchstaben nach vollzogen und dadurch die schönste Gelegenheit verfehlet haben, die Lobsprüche seines Herrn zu verdienen, sein Ansehen zu vermehren und besonders einen fürchterlichen Nebenbuhler zu demüthigen, indem er alle listigen Streiche desselbigen unnütz machte. Es schrieben auch die daran Theilnehmenden Partheyen alles, was sie dabey zu verdanken hatten, auf die Rechnung sowohl des einen als des andern dieser beyden Herren, und man weiß nicht, warum die Ungnade des erstern erst einige Jahre nach seiner Unbesonnenheit folgte, die man für eine wahre Unverschämtheit halten kann. Nachdem die Ceremonie der Vorführung geendigt war, so begab sich ein jeder weg, um entweder zu frohlocken, oder seinen Kummer zu verbergen, je nachdem er an dieser Begebenheit Theil nahm; allein die Anzahl der Gleichgültigen und folglich der Lacher war die größte. Die Neueingeführte sammelte ausser der Ehre ihrer Antretung der Stelle, auch allen Gewinn davon für sich, für die Familie, aus welcher sie einen Gemahl genommen hatte, und für alle die Anhänger ein,

die

die sie in der Folge der Zeit erwarb, oder die ihr schon ergeben waren. Sie gieng von dem Könige mit dem Titel **Gräfinn** weg, den ihr der König gewährte; denn eine Hofdame mußte einen Titel haben, und der Titel Madame **du Barry** ohne weitern Zusatz würde übel gelautet haben. Uebrigens erfoderte das Hofceremoniel einen vornehmen Stand und in Frankreich ist es nicht schwer, solchen, wenn die Geburt ihn nicht giebt, durch Gnadenbriefe zu erhalten. Da diese Gnaden gänzlich von der Willkühr des Königes abhängen: so kann man, wenn man nicht so glücklich ist, sich gerade an ihn wenden zu können, leicht vermittelst Geldes den Schutz irgend eines Höflings erkaufen, welcher durch seine Vermittelung und durch seine guten Dienste die Gnaden von dieser Art erhält.

Da die Frau **Gräfinn du Barry** von dem Könige weggieng, wurde sie in die den Damen von ihrem Stande bestimmte Wohnung geführet. Ihre Vorgängerinn, die verstorbene Frau **Marquisinn von Pompadour**, welche dieselbige während allzulanger Zeit inne gehabt hatte, hatte sie bequem und kostbar genug eingerichtet, so daß die neue

Favo-

Favoritinn damit zufrieden seyn konnte. Sie nahm daselbst bald darauf die Huldigungen von dem ganzen Hofe an; sie sah daselbst alle Ministers zu ihren Füssen, so gar den stolzen Feind, welchen sie so eben zu Boden gestürzet hatte, und endlich machten sich alle diejenigen, welche einen wirklichen Vortheil darinn zu finden glaubten, ihrem eiteln Stolze zu schmeicheln, kein Gewissen daraus, ihr entgegen zu kommen und die beissenden Satyren und die unanständigen Schmähschriften, welche sie wider sie vor ihrer Erhöhung herausgegeben hatten, in übertriebene Lobsprüche zu verwandeln. Besonders sah man die Gelehrten, die Künstler und den ganzen **Troß überlästiger Schmeichler** haufenweise vor der Thüre des Tempels dieser neuen Göttinn stehen, demüthig um die Gunst eingeführet zu werden betteln, um vor die Füsse des Götzenbildes ihre Opfer niederzulegen, welche eine eigennützige Schmeicheley sie hinbringen machte. Der Gelehrte bot ihr die Frucht seiner Nachtwachen, der Schriftsteller die Frucht seiner litterarischen Diebstäle, der Künstler die Frucht seines Schweises an und alle kamen, um sich nach der Ehre zu bestreben, unter dem Schutze einer neu-

neuen Muse zu arbeiten, welche Apollo zwar nicht dafür erkannte, aber welche der Beherrscher des französischen Parnasses durch einen blossen Trieb seines unumschränkten Willens zu der Ehre erhob, die Beschützerinn aller derjenigen zu seyn, welche sich beeifern, zu dem Ruhme seiner Regierung beyzutragen, indem sie ihre Gaben dem Fortgange der Wissenschaften und der Künste widmen.

Das Leben, welches sie bisher geführet hatte, und dasjenige, welches sie itzt führen sollte, waren zu sehr voneinander unterschieden, als daß sie mit jener ungezwungenen Leichtigkeit, die ein edles, erhabenes und zu allen fähiges Genie verräth, von dem einen zu dem andern hätte übergehen können. In ihrer ersten Lebensart schien ihr alles erlaubt zu seyn, und nachdem sie das Joch des Wohlstandes abgeschüttelt hatte, wurden die Unbesonnenheiten, die eigensinnigen Grillen, die zornigen Geberden, die stolzen Minen, und sogar die unanständigen Sitten für Artigkeiten ihres Standes gehalten, welche wenig Tadler fanden, dahingegen bey Hofe diese Fehler, wenn man nicht durch eine sehr vornehme Geburt dazu berechtiget wird, ein Frauenzim-

enzimmer sehr lächerlich machen, von dem man nicht glaubt, daß es dazu geboren sey, es den Grossen gleich zu thun und welches das blinde Glück und die Gunst ihnen zur Seiten gesetzet hat. Es ist also kein Wunder, daß die neue Gräfinn sogar bey ihrem ersten Eingange unzähliche Fehltritte begieng und daß sie sich kleinen Beschimpfungen aussetzte, welche noch weit grösser gewesen seyn würden, wenn die Ehrfurcht, die man dem Könige schuldig war, und die Furcht, in seine Ungnade zu fallen, sie nicht gegen alle unangenehme Zufälle, die seine Gunst ihr ersparete, in Sicherheit gesetzet hätte. Es fehlete ihr nicht an Lehren in Ansehung ihres Verhaltens bey Hofe; allein, es mochte nun seyn, daß sie es vernachlässigte, sich solche zu nutze zu machen, oder daß sie solche nicht zu benutzen wußte, so ist es gewiß, daß ihr erster Stolz und die übertriebenen Freyheiten, welche sie sich herausnehmen zu dürfen glaubte, die Anzahl ihrer Feinde vermehreten, und wenn es möglich gewesen wäre, sie von dem Trone herabzustürzen, auf welchen sie ohne anders Verdienst als dasjenige gestiegen war, so sie mit so vielen andern gemein hatte: so würde ihr Fall sehr bald auf ihre

re Erhöhung gefolget seyn. Aber alle die hierüber angestellten Versuche waren vergeblich, sie behielt ihren Stolz, ihre Unverschämtheit und alle ihre übeln Eigenschaften bey der Neigung Ludwigs des XV. Da indessen alle diejenigen, welche sich über sie zu beklagen hatten, alle ihre Mühe und Arbeit verlohren, um sie um ihr Ansehen zu bringen, welches, ob es gleich kaum entstanden war, sich doch vest genug befand, über alle diejenigen zu siegen, welche unter der Hand an ihrem Untergange arbeiteten; denn obgleich dem äusserlichen Scheine nach der ganze Hof ihr ergeben zu seyn schien, so konnte sie doch, die Herzoge von **Richelieu** und **Aiguillon**, den **Kanzler**, und einige wenige andere ausgenommen, auf eben so viele verborgene Feinde zählen, als Höflinge da waren.

Der Herr **du Barry**, der wohl wußte, daß sie die nöthigen Fähigkeiten nicht besaß, um mit Ehre der Spitze der Staatsgeschäften vorstehen und hierinn die Stelle der Frau Marquisinn von **Pompadour** ersetzen zu können, hatte ihr vor allen Dingen anempfohlen, sich auf keinerley Art darein zu mischen; oh-

ne Zweifel damit sie sich der Gefahr nicht aussetzte, den König einen Fehltritt begehen zu machen, welcher durch einen gerechten Unwillen sie die ganze Strafe für ihre Verwegenheit hätte können erleiden machen. Er hatte ihr gerathen, ihr mächtiges Ansehen zu weiter nichts zu gebrauchen, als Ehrenstellen und Reichthümer für diejenigen seiner Verwandten zu erhalten, die sie solcher allein fähig befanden. Sie befolgte auch diesen weisen Rath pünktlich und man niemals gewußt, daß sie Antheil an den Streitigkeiten der Parlamenter mit dem Könige, noch an den Geschäften genommen habe, die sich in einer ziemlich kritischen Lage befanden, als alles einen Krieg mit Engeland anzukündigen schien; ob man gleich ohne Grund versichert hat, daß sie von dieser Nation ausser sehr beträchtlichen Summen eine sehr wohl ausgearbeitete und überaus kostbare Zitternadel von Diamanten zum Geschenke angenommen habe und daß sie sich vermittelst dieses Geschenkes dazu anheischig gemacht habe, die Ungnade des Herrn von Choiseuil zu erhalten, welcher, so wie man glaubte, durchaus den Krieg haben wollte, zu welchem er den Vorwand heimlich in Spanien durch besondere eigen-

nützige

nützige Absichten angesponnen hatte. Aber wenn man ihr auch die Ehre der Ungnade dieses Herrn zuschreiben sollte, so hatte sie doch persönliche Bewegungsgründe genug, solche zu begehren, und mächtiges Ansehen genug, solche zu erhalten, ohne daß England nöthig hatte, sie zu dem Sturze eines Mannes anzutreiben, an dessen Demüthigung und Verbannung ihr selbst so sehr viel gelegen war.

Man erzählet als einen gewissen Vorfall, eine Antwort, die die Frau Gräfinn du Barry dem Herrn Herzoge von Choiseuil gegeben haben soll, welche mehr Verstand an ihr beweisen würde, als man ihr zuschreiben kann, und die mir deswegen ein wenig verdächtig vorkömmt. Indessen da sie zum voraus ausstudiert hätte seyn können, um bey der Gelegenheit, die sich ziemlich oft ereignen konnte, angebracht zu werden, so will ich sie hier erzählen, wie man sie in einem Englischen Blatte findet, welches die Ehre derselbigen der Frau Gräfinn zuschreibt Man versichert, daß, als sie eines Tages Whist spielte und den Herrn von Choiseuil zum Mitspieler

hatte, sie sagte, sie hätte die Partie durch die **Honneurs** gewonnen, welche sie hätte. —— **Wie ist das möglich,** versetzte der Herzog, **ich habe ja deren gar keine; ich weiß es wohl,** antwortete ihm Madame **du Barry; aber ich habe sie alle ohne Sie.** (1) Wenn diese Erzählung wahr ist, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß der Graf **du Barry** seiner Schwägerinn eine Antwort eingegeben hatte, welche, wie man leicht vorhersehen konnte, zu einer oder der andern Zeit statt finden mußte, da dieses Englische Spiel Gelegenheit giebt, sie mehr als einmal in der nemlichen Parthie anzubringen. Dieses Spiel ist übrigens in Frankreich so stark aufgekommen, daß es mehrere Jahre das einzige Kommerzspiel gewesen ist, so man in dem ganzen Königreiche gespielet hat, nachdem es angefangen hatte, an dem Hofe Mode zu werden.

Wenn

---

(1) La Barri happening to be Choiseuil his partner, saidshe was up by honnours, how can that be, answeredhe, J hâve not any, i knors that, replied the Lady, but *i have the honnours wit houtyou.*

Wenn man versichert, daß die Frau Gräfinn **du Barry** sich keinesweges in die politische Verwaltung des Staates gemischet hat: so versteht man dadurch nicht, daß sie nicht grossen Antheil an der Ernennung zu den vornehmsten und einträglichsten Aemtern und sogar zu den allerwichtigsten Stellen gehabt habe. Dies war ein allzu sicheres Mittel, ihr Vermögen zu vermehren, als daß sie es vernachlässiget hätte; übrigens war dieser Gebrauch schon allzulang eingeführet und Madame Pompadour besonders hatte ihn zu sehr vestgesetzet, als daß die neue Maitresse des Königes ihm abgeschaft hätte. Nachdem sie die Gnaden auf ihre Schwäger, ihre Neffen u. s. w. so zu reden hatte regnen machen und nachdem sie dieselbigen in solchen Ehrenstellen angebracht und gut versorgt hatte, auf welche sie niemals hätten Anspruch machen därfen und zu welchen sie gar nicht tauglich waren, wenn nicht das mächtige Ansehen dieser neuen **glücklich gewordenen Bäuerinn** sie darzu erhoben hätte: so war sie ernstlich darauf bedacht, ihren Schutz zu verkaufen und den bestmöglichsten Gewinn daraus zu ziehen. —— Es giebt in Frankreich eine Menge wichtiger Aemter,

ter, die man nicht anders als mit der Bewilligung des Königs antreten kann, nachdem man sie auch schon gekaufet hat. Es giebt ferner noch eine Menge Lobsprechungen von der Minderjährigkeit, die man von dem Hofe erhalten muß, um in die völlige Ausübung gewisser Stellen in dem Königreiche treten zu können. Kurz, es giebt eine Menge Anwartschaften, die man suchet; und dieß sind eben so viele reichhaltige Gold- und Silbergruben für die Mittelsmänner, derer man sich bedienet, um blosse Gnaden von dem Monarchen zu erhalten, der sie immer gratis pro Deo ertheilet, die aber unter der Hand zuweilen theurer als das Amt selbst vermakelt werden. Wenn nun eine öffentlich dafür erkannte Maitresse da ist, so ist solche allein in dem Besitze dieser Erzgruben, sie allein benutzet sie zu ihrem Vortheile, weil sie allein den Kanal ist, durch welchen die Gnaden abfliessen; und immer ist es der Meistbietende, der letzte Steigerer, der sie erhält, wenn mehrere Kandidaten da sind. Dieß sind die Accidentien der königlichen Maitresse, und aus diesen Sporteln besteht das Kapital ihrer Spielgelder. Während der Regierung der Frau Gräfinn du

Bar-

Barry zählet man nur einen einzigen Mann, der ohne listige Ränke, ohne es zu vermuthen und durch sein einziges Verdienst zu einer der vornehmsten Stellen in dem Staate gelangt ist, welche vielleicht unter allen die größte Redlichkeit, den größten Eigennutz, die größte Klugheit und die größte Ehre erfodert, nemlich die Stelle eines **Secretairs** bey den **Kriegsgeschäften.** Der Herr Marquis von Montainard wurde auf das dringende Bitten eines Prinzen vom Geblüte, der das Verdienst zu schätzen weiß, aus dem Winkel seiner Provinz hervorgerufen, um an die Spitze dieser Geschäften gestellet zu werden, ohne daß die Bitten der Madame **du Barry** zu Gunsten des Herrn Herzogs von **Aiguillon** eher etwas ausrichten konnten, als erst einige Jahre hernach. Indessen blieben sie doch nicht gänzlich fruchtlos; denn um diesen Herrn, welcher ihr bey ihrer Einsetzung sowohl gedienet hatte, schadlos zu halten, erhielt sie für ihn ad interim die **Besorgung der ausländischen Geschäften**, nachdem sie den König dazu bewogen hatte, durch sein blosses Machtwort die Streitigkeiten auf einmal zu endigen, welche die Parlamenter des Königreiches einstimmig mit

den Pairs für wichtig genug hielten, um in ausserordentlichen Sitzungen wider diesen vormaligen Statthalter der Provinz Bretagne zu sprechen.

Obgleich die Kirchengesätze die **Simonie** oder den Verkauf der geistlichen Pfründen verdammen und die größten Strafen wider die Simoniacos ansetzen, obgleich ferner die Concilia und die Päbste zu allen Zeiten die schrecklichsten Bannflüche wider diejenigen ausgestossen haben, welche mit baarem Gelde die Pfründen kaufen, oder sogar wider diejenigen, welche nicht geduldig warten, bis Gott sie berufet, um an der Heiligung seines Volkes zu arbeiten: so giebt es indessen doch vermöge eines fünften Artikels der **Freyheiten der Gallicanischen Kirche**, der zwar nicht ausgedrückt ist, dem aber die vor undenklichen Zeiten herstammende Sage die Macht der Gesätze bey der französischen Geistlichkeit verliehen hat, keine Pfründe, besonders solche, die von der Ernennung des Königes abhängt, welche nicht aus Gunst und durch schweres Geld erhalten wird, so man immer unter dem Namen eines Geschenkes denjenigen giebt,

die

die es auf sich nehmen, bey demjenigen, der sie zu vergeben hat, das Verdienst, die Frömmigkeit und die Wissenschaft des Postulanten geltend zu machen. Auch hierinn steckt eine fast eben so reichhaltige Quelle, als die erste, für die Favoritinn des Monarchen, und von welcher die Madame **du Barry** den größten Nutzen gezogen hat. Ob sie gleich das Verzeichniß der Pfründen nicht unter ihren Händen hatte, so wagten es doch diejenigen, denen es anvertrauet ist, nicht, den Bitten einer Person etwas abzuschlagen, welche in dem nemlichen Augenblicke ihnen ihre Stelle nehmen und solche einem andern zukommen lassen konnte, der seine Abhängigkeit und **Unterwürfigkeit** besser erkennen würde; und dieses wichtige Amt erhebt und nähert der Person des Königes zu sehr, als daß der **Secretair** bey **diesem Fache** sich der Gefahr aussetzen sollte, eine Bedienung zu verlieren, welche ihn in den Stand setzet, die Aufwartung von den Vornehmsten in dem Königreiche anzunehmen und für sich selbst Annehmlichkeiten zu finden, die er gewiß in keiner andern Stelle antreffen würde. Der Herr **de Jarante**, Bischoff von Orleans, wußte zu wohl,

was er seinem Ehrgeize, seinem Eigennuße und dem mächtigen Ansehen der Maitresse Ludwigs des XV. schuldig war, als daß er die dringenden Bitten hätte abschlagen sollen, die sie an ihn zu Gunsten junger Hofgeistlichen that, derer sie sich aus besondern Ursachen annahm, und welche ohne ihren Schutz erst später oder vielleicht wohl gar niemals zu den reichen Pfründen gelangt wären, die sie in den Stand setzen, alle ihre Pracht auszukramen und sich aller Weichlichkeit ihres Standes zu überlassen.

Madame **du Barry** und der Herr Secretair des **Verzeichnisses** lebten also in dem besten Verständnisse der Welt mit einander, bis auf die Ungnade dieses letztern; ihre Neigungen waren ungefehr die nehmlichen, ihre Lebensart war eben so wenig von einander unterschieden, und dieser Prälat liebte die Weibsleute so sehr, als Madame **du Barry** die Mannsleute liebte. Ihre listigen Ränke waren weder besser bemäntelt noch geheimer, und das sympathetische Verhältniß, welches man zwischen ihnen wahrnehmen mußte, war zum Unglücke für den Bischoff nur in einem einzigen Puncte unterschieden. Er war der vertrau-

trauteste Herzensfreund des Herzogs von Choiseuil und Madame **du Barry** war dessen unversöhnlichste Feindinn. Die Oberhand des mächtigen Ansehens dieser letztern siegte über die treuen Dienste des andern zu Gunsten des Herzogs. Der Herr **de Jarante** wurde mit in den Sturz seines Feindes gezogen, weil er durch einen so kühnen als verwegenen Schritt wider die Favoritsultaninn hatte kämpfen wollen. Auf dessen Bitte suchte eine der Töchter des Königes um die Gnade und die Zurückberufung des Herrn von Choiseuil an; der König begieng die Schwachheit, solches der Madame **du Barry** zu sagen; sie behielt die Oberhand über die Bitten der Prinzessinn **Victorie**, und setzte zu dem Glanze ihres Triumphs noch die Demüthigung und den Untergang des Bischoffs von Orleans, welcher, da er genöthiget wurde, von seiner Verwaltung und von der Besorgung der Kasse, über welche er die Aufsicht hatte, Rechenschaft abzulegen, sich um mehrere Millionen zu kurz befand und, da er die Anwendung derselbigen mit Anstande anzuzeigen weder wagte noch vermochte, wurde er nach einer Abtey verwiesen, die er in **Mans** hatte. Ein Banke-

rottier

rottier aus einem geringern Stande, würde auf den **Gerichtsplatz** geführet werden seyn. Der alte Cardinal de la **Roche — Aimont**, welcher mit eben so grosser Ungedult auf dieses Amt wartete, als er mehr als zwanzig Jahre lang den rothen Hut von Rom erwartet hatte, den er doch verdient zu haben glaubte, folgte dem Herrn **de Jarante** nach, und da er gegen die Madame **du Barry** nicht weniger gefällig war, als der erstere, erhielt er sich in dieser Stelle, indem er dem Götzenbilde mit der nemlichen Hand Weihrauch streute, mit welcher er das Kreuz beräucherte.

Madame **du Barry** war mit einem zu wollüstigen Triebe gebohren und ihre Erziehung hatte, statt solchen zu mässigen, denselben zu sehr entzündet, als daß Ludwig der XV. in einem sechszigjährigen Alter für sie hätte hinreichend seyn können. Uebrigens hatte dieser Monarch selbst die Kräften seines Temperaments zu sehr misbraucht, als daß er alle Stärke desselbigen behalten hätte; es darf also nicht wunderbar scheinen, daß sie sich von Zeit zu Zeit erlaubte, ihm ohne sein Wissen einige Helfer beyzulegen, die sie in den Stand

setz-

setzten, nicht so viel von einem Könige zu fodern, dessen Erhaltung ihr selbst so kostbar und so nothwendig war; und ob sie gleich diese weise Vorsicht so sehr aus Liebe und Neigung gegen den König als zu ihrer eigenen Befriedigung gebrauchte: so hat sie sich doch nichts destoweniger in so mislichen Händeln so klug und so geheim zu verhalten gewußt, daß es niemals recht möglich gewesen ist, diejenigen zu kennen, welche die Ehre hatten, einen Theil des Werkes zu versehen, welches der König allein zu verrichten glaubte und gesinnet war. Man hat über diesen Punct blos gewagte Muthmassungen und jeder hat davon gesprochen, je nachdem er gesinnet war. Einige haben geglaubet, die Herren Coadjutors von Strasburg und Rheims hätten Antheil an ihren Begünstigungen; aber wenn man betrachtet, daß diese beyden jungen Prälaten noch allen Eifer ihres Standes behalten müssen, wie ist es möglich zu glauben, daß sie noch so jung wider dasjenige hätten fehlen wollen, was sie ihrem Stande und ihrem Könige schuldig waren? Andere haben geglaubt, ein gewisser **von der Leibwache**, einer der schönsten Leute darunter, den man auch sich sehr ge-

schwind

schwind hat schwingen sehen, hätte durch die Kräfte seines Temperaments, die Schönheit seiner Gestalt und das schöne Ebenmaaß seines Körpers die Gnade der Gräfinn in mehr als einer Rücksicht gewonnen; kurz man hat ihr in allen Ständen und in jedem Range Menschen beygelegt, welchen sie, wie man sagte, erlaubte, sie nach ihrem freyen Willen zu bedienen, und vielleicht hat man ihr Unrecht gethan, indem man öffentlich bekannt machte, sie wäre von keinem verzärtelten Geschmacke, weder in Ansehung der Wahl, noch des ersten Anerbietens. Es dünkt mich, es sey ungerecht, von den vergangenen Gewohnheiten, die man aus einer Art von Nothwendigkeit anzunehmen gezwungen war, wider gegenwärtige Gewohnheiten zu schliessen, welche so vieler Ursachen wegen von den ersten unterschieden seyn müssen, es wäre denn, daß man im genauesten Verstande und ohne Ausnahme behaupten wollte, daß **die Gewohnheit eine zweyte Natur sey, die abzuändern unmöglich wäre.** Dem mag nun seyn, wie ihm wolle, so ist es gewiß, daß sie in Ansehung der Treue nicht gewissenhaft gewesen ist, und wer auch die glücklichen Sterblichen gewesen seyn mögen, die sie hat begünstigen wollen: so kann man sich nicht enthalten, die

Ver-

Verblendung eines Königes zu beweinen, der so wenig hintergangen zu werden verdiente und der so schändlich und so ungestraft betrogen worden ist.

Dieser Monarch, dessen natürliche Güte machte, daß er am wenigsten mistrauisch unter allen Menschen war, hatte, so zu reden, gar keinen eigenen Willen für sich; er war nur allein gegen seine eigene Gesinnung mistrauisch; kaum wagte er es, seine Denkungsart zu eröfnen, oder, wenn er sie auch entdeckte, so stund er immer bey den mindesten Einwürfen davon ab, um die Meynung seines Rathes anzunehmen, von welcher er glaubte, daß sie der seinigen vorgezogen werden müßte. Bey grossen Fähigkeiten, bey schönen Kenntnissen, bey einem durchdringenden Verstande, besonders bey den Gesinnungen der Menschenliebe, welche den Grund seines Charakters auszumachen schienen, bey den besten und zärtlichsten Absichten für sein Volk, welches glücklich zu machen sein einziges Bestreben und sein einziger Wunsch war, besaß Ludwig der XV. grosse Schwachheiten, welche fast immer den glücklichen Wirkungen seiner natürlichen Eigenschaften Einhalt thaten, die ihn in dem Geiste dererjenigen, so ihn

schlecht

schlecht kannten, für blödsinnig haben halten machen und die Frankreich der rühmlichsten so wie der glücklichsten aller Regierungen unter dem gerechtesten, dem gütigsten, dem menschenfreundlichsten, kurz unter dem der Liebe der Franzosen würdigsten Monarch beraubt haben. Er liebte die Freude und ergab sich derselbigen ohne Einschränkung. Wo ist der Mensch, der sie nicht liebt? Wo ist der König, der sich ihr nicht ergiebt? Wenn der größte Theil der Höflinge nur damit beschäftiget zu seyn scheint, seine Neigung dazu immer mehr und mehr dadurch zu stärken, daß er alle Mittel ausstudiert, sie abwechselnd machen zu können und sie dadurch fühlbarer und lebhafter zu machen; und wenn die Minister, denen besonders daran gelegen ist, allein zu regieren und nicht von nahem beleuchtet zu werden, unter eitelm Vorwande, der immer überredender und dem Scheine nach wahrhafter wird, den Monarch von der umständlichern Verwaltung der Geschäften abzuwenden suchen und sich damit begnügen, ihn nur einen Hauptbegriff davon annehmen zu machen, indem sie ihm mit Vorbedacht, alle die Mühe der Untersuchung ersparen. Der Cardinal von Fleuri,

welcher wohl sehr würdig war, die Erziehung eines Königes zu bilden, würde Ludwig den XV. in den Stand gesetzet haben, vielleicht sogar das Andenken Heinrichs des IV. Ludwigs des XIV. und aller der Könige, an welche sich Frankreich noch mit so grosser Rührung als Bewunderung erinnert, vergessen zu machen, wenn dieser verehrungswürdige Prälat ihn die Zügel der Regierung selbst hätte nehmen lassen, sobald er erkannte, daß sein Schüler fähig war, sein Volk selbst und mit der Hülfe der Rathschläge eines so würdigen Lehrmeisters zu beherrschen. Aber der Cardinal von Fleuri war nicht groß genuß, daß er sich mit dem Ruhme begnügt hätte, Frankreich glücklich zu machen, indem er bey seinem erhabenen Mündel nur das Recht behielte, die Fehltritte wieder gut zu machen, die er in dem Anfange seiner Regierung hätte begehen können und dem er ihm großmüthig alles zustellete, was ihm während der Minderjährigkeit dieses Herrn anvertrauet gewesen war. Dieser vortreffliche Mann würde mit minder Ruhmsucht, Prälerey und Stolz und vielleicht mit mehr Gründlichkeit, Wahrheit und Verdienst Frankreich dauerhafter glücklich gemacht haben, als die Richelieus und die Mazarins, welche in vielen Rücksichten weit unter ihm sind. Kurz, es fehlte Ludwig dem

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

XV. um den Ruhm aller seiner Ahnen zu verdunkeln, nichts, als frühzeitig angefangen zu haben, selbst zu regieren. Seinem Lehrmeister, welcher hernach sein erster Minister wurde, fehlte nichts, als seinen Schüler zur Arbeit und zur Kenntniß der Staatsgeschäften angewöhnt zu haben, um die Lobsprüche mit Recht zu verdienen, die man den andern Lehrmeistern unserer Könige mit Unrecht so verschwenderisch beylegt. Ludwig der XV. welcher, so zu reden, von seiner Wiege an bis auf seinen Tod von den Geschäften seines Königreiches abgewandt war und dieselbigen nur nach dem falschen Lichte kannte, welches man ihm sorgfältig vorhielt, hat niemals wirklich das Unglück seiner Völker, noch die Unterdrückung gekannt, in der sie unter den meisten Ministern gelebt haben, welche die allzuvollkommene Macht, die ihnen anvertrauet war, misbrauchten. Da er seine Unterthanen für glücklich oder für weit minder unterdrückt hielt, als sie es wirklich waren: so ergab er sich der Freude, gegen welche, wie man gestehen muß, sich seine Neigung seit dem Tode des Cardinals von Fleury deutlich geäusſert hatte. Da er sich von allen denjenigen leiten ließ, von denen er glaubte, daß sie sein Vertrauen verdienten, ist es wohl ein Wunder, daß ihn seine Maitressen auch

zu

zu sehr regieret haben? Ist nicht das Herz der schwächeste Theil des Menschen, wenn es von der Zärtlichkeit beherrschet wird? und auch alsdann, wenn der Geist unbezwinglich ist, beugt sich das erstere nicht oft sogar unter das härteste Joch? Das Herz Ludwigs des XV. welches von der Madame de Pompadour in die Dienstbarkeit gebracht worden war, hatte die unglückliche Gewohnheit der Sklaverey angenommen; es konnte nicht leben, ohne gefesselt zu seyn. Da er eine neue Knechtschaft suchte, ergab es sich gänzlich der Madame du Barry, welche unter allen ihres Geschlechtes die Ehre es zu beherrschen, am wenigsten verdiente. Dieses Weib war durch einen beweinenswürdigen und leidigen Schluß des Schicksals dazu vorbehalten, die letztern Jahre eines Königes zu verdunkeln und zu beflecken, welchen man in Ansehung einer Leidenschaft zu streng beurtheilt hat, davor fast niemand befreyt ist und die fast immer zu solchen Fehlern führet, welche zwar wirkliche Fehler sind, die aber unter allen denen, die der Mensch begehen kann, ob sie gleich so wohl bey dem Unterthan als bey dem Regent die schädlichsten sind, doch immer weit mehr Nachsicht verdienen, als man ihnen gemeiniglich gewähret. So wahr ist es, daß man im-

mer bereit ist, dasjenige an den andern zu tadeln, was man nicht einmal an sich selbst zu verbessern wagt.

Die ununterbrochene Schwachheit Ludwigs des XV. gegen das weibliche Geschlecht ist bey weitem nicht so seltsam, als seine letzte Neigung gegen diejenige, die unter allen Weibern in ganz Frankreich am wenigsten dazu gemacht war, diesen Monarch an sich zu ziehen. Man malet uns die Liebe blind; man hat Recht. Denn wie ist es möglich, sich vorzustellen, daß ein Weib ohne Verstand, ohne Erziehung, nicht von der Schande zu reden, mit welcher sie sich durch ihre Aufführung beflecket hatte, die zu öffentlich war, als daß man sie nur bemänteln könnte; wie ist es möglich, sage ich, sich vorzustellen, daß ein solches Weib die Stelle der liebenswürdigsten, artigsten, feinesten und einer wahren Neigung würdigsten Frau, wenn sie weniger eigennützig und herrschsüchtig gewesen wäre, habe ersetzen können? Wie soll man sich an den Gedanken gewöhnen können, daß die Madame du Barry, welche der Madame de Pompadour in nichts ähnlich und die in allem so weit unter ihr war, ihre Stelle bey einem Manne habe einnehmen können, der aus seinen eigenen Kräften so sehr im

Stan-

Grande war, den Unterschied zwischen der einen und der andern zu bemerken und der, wenn er gewollt hätte, wo nicht die Stelle der Madame de Pompadour mit einigem Vortheile ersetzen, doch zum wenigsten eine andere hätte annehmen können, die, ohne ihre Fehler zu besitzen, ein Theil ihrer Reize und ihrer angenehmen Eigenschaften gehabt hätte, die aber allemal gewiß, so wie sie auch hätte gewesen seyn mögen, allen Vorzug vor der Madame du Barry verdienet haben würde. Es ist nicht möglich, daß der König seinen Irrthum nicht merkte, aber man glaubt versichern zu können, daß, wenn die Madame du Barry nicht fortgeschickt wurde, sie solches jener natürlichen Güte des Monarchen zu verdancken hatte, welche machte, daß er seinen Vortheil, seine Neigung und vielleicht einen Theil seines Ruhms dem Widerwillen aufopferte, den er in sich spürete, das Herz einer Person zu kränken, die er einmal mit seiner Neigung beehret hatte. Madame du Barry ist nicht die einzige Person vom Hofe, die sich daselbst aus dieser einzigen Ursache in der Gnade des Regenten erhalten hat. Der Gedanke der Ungnade seiner Lieblinge betrübte diesen Monarch so empfindlich, daß er, ob er es sich gleich nicht verheelen konnte, daß sie viel-

leicht seiner Gnade, zum wenigsten nach dem Urtheile von ganz Frankreich unwürdig wären, dennoch niemals die Macht besaß ihnen den kränkenden Schimpf anzuthun und sie seiner Zuneigung und seiner Wohlthat zu berauben. Man muß gestehen, daß diese Güte ein Fehler, und zwar bey einem Könige ein grösserer Fehler als bey jedem andern ist; allein es ist einer von jenen Fehlern, den man sich nicht enthalten kann auch alsdann zu loben, wenn man ihn verdammet. Glücklich sind die Personen, die nur aus diesem Grunde tadelnswürdig sind! und noch glücklicher sind die Völker, die ihrem Regenten keinen andern Vorwurf zu machen haben! Wenn sie auch unter seiner Regierung nicht so glücklich sind, als sie es seyn könnten, so werden doch ihre Unglücksfälle erträglicher, wenn sie bedenken, daß solche ihre einzige Quelle in der übertriebenen Güte des Monarchen haben, von welchem sie übrigens wissen, daß er sie zärtlich liebt. Man wird mir vielleicht vorwerffen, daß ich aus dieser Güte, die ich so sehr an Ludwig dem XV. erhebe, einen Satz wider die allgemeine Meynung mache; aber man frage ganz Frankreich um Rath, und man hefte besonders die Augen auf das wahre Empfindungsvolle Gefühl aller Franzosen, welche wegen der allzugerech-

rechten Unruhe in Ansehung der Folgen der Krankheit, die ihnen Ludwig den vielgeliebten weggeraffet hat, in den wahrhaftesten Kummer verfielen: so wird man die richtigste und sicherste Erörterung der Streitfrage haben, welche Anfangs so schwer zu beantworten scheint.

Es ist kein Wunder, daß das Leben der Madame du Barry an dem Hofe uns keinen merkwürdigen Vorfall liefert. Sie hat daselbst zu der Zeit gelebet, da Frankreich den Frieden mit seinen Nachbarn genoß und es ist ohne Zweifel in allen Rücksichten ein grosses Glück, daß sie nicht so, wie ihre Vorfahrinn Gelegenheit gehabt hat, den Plan der Kriegsverrichtungen zu bestimmen, die Generals dazu zu ernennen, und sie anzuhalten, von niemand, als von ihr Befehle anzunehmen und nur unter ihrer Anführung zu arbeiten. Frankreich wird niemals den Schimpf des letzten Krieges vergessen und vielleicht wird es seinen Ruhm, der in demselbigen auf eine grausame Art mishandelt wurde, wieder erhalten, welches alles doch nur geschah, weil es von einem Weibe geleitet wurde, so vielleicht mehr seinem Eigennutze und seinem Eigensinne als den Einsichten seines Verstandes und seiner Beurtheilungskraft folgte. Die Fran-

zosen sind allzubegierig nach dem kriegerischen Ruhme, und sie schätzen die Ehre, Anführer ihrer Mitbürger wider die Feinde des Staates zu seyn, zu hoch, als daß sie sich nicht dazu erniedrigen sollten, diese Anführung durch den einzigen Weg zu suchen, von welchem sie wissen, daß er ihnen übrig bleibt, um solche zu erhalten, wenn die Kriegsämter blos allein von der Favoritinn des Monarchen vergeben werden. Es würde der Madame du Barry zu sehr geschmeichelt haben, bey dieser Gelegenheit die Menge ihrer Höflinge vermehret zu sehen, als daß sie sich nicht von ihnen hätte erbitten lassen sollen. Und bey ihrer schlechten Beurtheilungskraft wie viele ungeheure Fehler würde sie nicht in der Wahl derer=jenigen begangen haben, denen sie den Vorzug gewähret haben würde! Ein zierlicher und bis zum Reizen wohlgestalteter Mensch ist immer der Mann, den man an die Spitze eines Heeres stellen muß, um es zum Kampfe zu führen; und indessen ist es doch derjenige, welcher von der Madame du Barry beschützet worden seyn und folglich den Vorzug vor dem wahren Kriegshelden erhalten haben würde.

Was die innern Geschäften des Königreichs betrifft, so haben wir schon gesagt, daß sie sich, oder

oder daß man ihr vielmehr eine Art von Gesätz daraus gemachet hatte, gar keinen wirklichen Antheil daran zu nehmen. Ihr sanfter Aufenthalt an dem Hofe ist einigermassen minder lärmend und minder unruhig gewesen, als ihr Privatleben (welches man wohl öffentliches Leben nennen kann) in der Hauptstadt. Die Sorgfalt, dem Könige zu gefallen und allen ehrlichen Leuten zu misfallen, scheint ihre ganze Zeit beschäftiget zu haben; ihre listigen Ränke enthalten nichts wichtiges; sie hat ihren Stand so genossen, wie eine Person von ihrem Verdienste ihn zu geniessen fähig war. Sie war eine Maschine, die ihr Schwager nach seiner Willkühr in Bewegung setzte. Da sie unfähig war, einen Entschluß für sich selbst zu fassen, so folgte sie dem Triebe, den man ihr gab, und wenn sie Fehler begangen hat, so müssen solche alle auf ihren Mentor geschoben werden, der nebst grossem Verstande zu viel Stolz, Eigenliebe, Hochmuth, Ehrgeiz, Unbesonnenheit und Unverschämtheit besaß, um den Schutz einer Weibsperson nicht zu misbrauchen, welche, nachdem sie seine Liebste, seine verworfene Maitresse, seine Haushälterinn und endlich seines Bruders Gemahlin gewesen war, ihm zu viel zu verdanken hatte, um sich seinem Willen nicht zu ergeben, und zu wenig Verstand besaß,

um einzusehen, daß er die glückliche Verfassung mißbrauchte, in der sie sich durch ihre niederträchtigen und nach dem Urtheile vernünftiger Leute sehr strafbaren Ränke befand. Die Madame du Barry hat eine allzustark in die Augen leuchtende Unähnlichkeit gegen die Gabrielles d'Etrees, die Montespans, die Lavaliere und die Pompadours, als daß die Zeit, welche sie bey Ludwig dem XV. zugebracht hat, so wichtige Zeitpuncte liefern sollte, als jene des Lebens der Maitressen der Könige von Frankreich waren, die vor dem Letztverstorbenen vorhergiengen. Sie war bey weitem nicht so schön, als die Maitresse Heinrichs des IV; sie hatte nichts von dem Verdienste, von der Fühlbarkeit, von der Geburt noch von der wahren Zärtlichkeit der Maitressen Ludwigs des XIV. Sie war in allen Rücksichten weit unter ihrer Vorgängerinn. So wie sie an den Hof kam, hat sie gleichsam ihre Laufbahne geendigt, und die Wichtigkeit ihrer Geschichte endiget sich da, wo die Wichtigkeit der Geschichte anderer angefangen hat. Der Hof, welcher für alle Höflinge überhaupt der Schauplatz ist, auf welchem sie mit einigem Glanze entweder durch ihre Tugenden, oder durch ihre Laster erscheinen, ist für die Madame du Barry ein wahres Grab gewesen, in welchem sie weder ihre

Tu-

Tugenden, deren sie keine besaß, noch ihre Laster begraben hat, von welchen sie nur eines an sich hatte, das sie ihres Standes wegen beyzubehalten genöthiget war und welchem sie unmöglich einen neuen Glanz geben könnte. Ja, nur ihr Nichts hat sie darinn vergraben, und was konnte sie weiter darinn vergraben? Da sie ihr Vermögen auf eine unvernünftige Art verschwendete, verthat sie einen Theil der freygebigen Geschenke ihres Liebhabers, ohne sich dabey durch irgend eine Handlung der Wohlthätigkeit Ehre zu machen, die im Stande gewesen wäre, ihren Mangel an Verdienste mit einem leichten Schleyer zu bedecken. Da sie nichts kannte, als den Putz und alle die lächerlichen und kindischen Zubehörden desselbigen: So machte sie fast ihre einzige Beschäftigung daraus. Sie war von ihrer eingebildeten Grösse geblendet und suchte dieselbige durch eine übertriebene und grossen Aufwand kostende Pracht zu unterstützen, welche sie noch lächerlicher machte. Da sie immerfort von einer Menge niederträchtiger und kriechender Geschöpfe umgeben war, so besaß sie die thörichte Eitelkeit, die niederträchtigen Schmeicheleyen auf sich selbst zu ziehen, welche nichts anders zum Gegenstande hatten, als den Monarchen, dessen Gnade man dadurch noch ferner zu verdienen

nen suchte, daß man seinem Götzenbilde Weihrauch streute. Kurz, sie war an dem Hofe verachtet, so wie sie es in der Stadt gewesen war und wenn sie daselbst nicht die nemlichen Beschimpfungen erfahren hat, so hat sie nur die der Königlichen Majestät schuldige Ehrfurcht dagegen in Sicherheit gesetzet und das Herz gezwungen, die Opfer insgeheim zu widerrufen, welche der Wohlstand der Maitresse des Monarchen öffentlich zu bringen befahl. Ob sie gleich ein aus einer dunkeln und strafbaren Geburt entsprossenes Mädchen war, welches sie weder andern noch sich selbst verheelen konnte: So sah sie diesen nachtheiligen Punct nur als einen Eigensinn des Schicksals an, wegen dessen sie sich durch ihre Gestalt und durch ihre Reize für vollkommen gerächet hielt. Der glänzendste Zustand, in welchem sie sich befand, diente ihr statt verehrungswürdiger Ahnen; die mit grossem Aufwande verknüpfte Pracht ihres Hauses an dem Hofe selbst hatte sie die schreckliche Dürftigkeit vergessen machen, für welche sie gebohren zu seyn schien und deren traurige Wirkungen sie erfahren hatte. Der König von Frankreich und sein ganzer glänzender Hof war zu ihren Füssen und dadurch glaubte sie berechtiget zu seyn, sich für die Beherrscherinn der Welt zu halten.

Die

Die Weiber von dem ersten Range richteten ihren Geschmack nach dem ihrigen ein, nahmen ihre Moden an, ahmeten ihren kleinen eigensinnigen Grillen nach und gaben ihren albernen Scherzen Beyfall; sie schienen ihr deßwegen weit unter ihrer ersten Gefehrtinnen des unordentlichen Lebens zu seyn, unter welchen sie nur einen gleichen Rang besaß. Kurz alle Reden, die sie um sich herum hörete, waren lauter Lobsprüche, von denen man wollte, daß sie solche auf ihre Rechnung nehmen sollte. Wie hätte sie sich da selbst erkennen können? oder vielmehr wie hätte sie sich nicht in den Grundsätzen des heutigen Systems der Gesellschaft welches der Herr du Barry ihr sorgfältig erkläret hatte, bestärken sollen? die Lehren der Tugend, die sie von ihm erhalten hatte, befanden sich völlig übereinstimmend mit allem dem, was sie sah; war es also möglich, daß sie sich über das Beyspiel und über ihre Neigung erheben und den Begriff davon haben konnte, welchen die ehrlichen Leute davon haben? Man hatte ihr so oft wiederholet, daß die Tugend in keine Betrachtung gezogen zu werden verdiente, daß man gegen nichts einige Achtung bezeugen müßte, als gegen das, was gefällt und was nützlich ist, daß die Tugend ein Hirngespinst wäre, oder daß,

wenn sie auch wirklich ein Daseyn hätte, sie kaltsinnig und verlassen wäre, daß sie nur ein überflüßiges Wesen wäre, welches man den schwermüthigen Menschenfeinden überlassen müßte; das Leben wäre so kurz, daß es eine Thorheit wäre, den mindesten Theil desselbigen seinen Belustigungen abzubrechen; ein ehrliches Frauenzimmer wäre, besonders wenn ihr Stand nicht glänzend ist, ein sehr unbeträchtliches Wesen, sie wäre fast gar kein Mitglied der Gesellschaft und höchstens nur dazu gut, die kalte Wollust eines dummen Ehemannes zu befriedigen; der Reichthum wäre die allgemeine Seele, welche alles belebt und verschönert, kurz, eine schöne Gestalt, die in bescheidenen Kleidern begraben läge, verlöre drey Quart von ihren Reizungen und müßte unter den Haufen der Schönen vom geringsten Range geworfen werden. Alle diese vergifteten Lehren und andere eben so abscheuliche, waren ihr so oft unter tausend verschiedenen Ausdrücken wiederholet worden, daß sie nicht einmal vermuthete, als wäre es ehrbar, anders zu denken und andern Grundsätzen gemäß zu handeln. Was ist daran gelegen, sagte ihr Lehrer zu ihr, daß Sie die Heldinn von zwanzigerley Liebesgeschichten gewesen sind? Wenn Sie nicht so schön wären, so würde man weniger

niger von Ihnen reden. Die Häßlichkeit und die Armuth verdienen allein in einer ewigen Vergessenheit begraben zu werden; das Vorurtheil der Ehrbarkeit ist nur für die Thoren und den Pöbel. Mögen doch die Bücherschreiber immer die Ehrbarkeit erheben, mögen sie immer die Lobredner des Redlichen seyn; es ist ihr Handwerk und sie haben uns, GOtt sey Dank! die Ohren so voll davon geschryen, daß man sie heut zu Tage gar nicht mehr anhöret. Man strafet sie sogar dadurch, daß man sie nicht mehr ließt. Dieß sind ewige langweilige Schwätzer, welche die Welt heut zu Tage mit einer gerechten Verachtung bezahlet und diese ist auch das einzige Gehalt, das sie verdienen. Alles, was man zu Gunsten der Tugend thun kann, ist, daß man zuweilen den Schein derselbigen annimmt, wenn die Noth es erfodert. -- -- Ein so rührender und beredter Prediger wirkte unfehlbar den stärksten Eindruck auf ein Herz, welches vielleicht nicht fähig war, andere anzunehmen. Ach! welchen geschwinden Fortgang hat nicht das Laster, wenn es von einem jener neumodischer Verführer angerühmet wird, der alle Kunstgriffe des Handwerks versteht, der unter dem reizenden und zuweilen mächtig wirkenden äusserlichen Scheine ein treuloses Herz und ein

ein ununterbrochenes System von Bosheiten verbirgt! -- -- der Herr du Barry war, sogar ehe noch ein schändlicher Ehrgeiz und ein niederträchtiger Eigennutz ihn dazu verleitet hatten, sich zum Lobredner des Lasters zu bekennen, allgemein für einen Held in jener Klasse verachtungswürdiger Menschen bekannt, welche man in Ermangelung der Gesätze mit einer schimpflichen Brandmarkung im moralischen Verstande bestrafen sollte. Denn man beleuchte das Herz der Boshaften, man steige in dasselbige mit der Fackel in der Hand, so wird man mit Schauer daselbst entdecken, daß ihr reinestes und fühlbarstes Vergnügen darinn besteht, das Laster auszubreiten, den Fortgang des Uebels zu befördern und die Anzahl ihrer Mitverbrecher zu vermehren. Sie sind von der Pest angesteckte, welche, ehe sie ihren letzten Hauch ausstossen, noch eine höllische Freude daran geniessen, die Seuche, mit welcher sie behaftet sind, andern mitzutheilen und rings um sich herum Sterbende hinfallen zu sehen, welche die unglücklichen Schlachtopfer des Giftes sind, das sie in ihre Seele gegossen haben.

Nach solchen Grundsätzen und mit der Hülfe eines solchen Lehrmeisters, führete

Ma-

Madame du Barry ein immerfort zügelloses Leben bey Hofe und ergab sich daselbst aller ärgerlichen und wahnsinnigen Wollust eines im Grunde verderbten Herzens. Sie wurde von einem Schauspiele zu dem andern geführet, man folgte ihr in alle öffentliche Versammlungen nach, sie hatte den Vorsitz bey allen Feyerlichkeiten eines glänzenden Hofes; sie war daselbst der Gegenstand der Bewunderung jener niederträchtigen Sklaven ihres unmäßigen Ehrgeizes; sie nahm allda ihren ehrfurchtsvollen Dienst und ihre Verehrungen an, die sie immerfort dem höchsten Wesen versagen; sie stürzte daselbst ihre Nebenbuhlerinnen in die schrecklichste Verzweiflung; der Reichthum, die Pracht, die Freude umgaben sie und suchten ihre Neigungen von neuem zu erregen; der Putz und der Modegeist eilten ihr entgegen, um ihr ihren Zoll zu entrichten; kurz, da sie kaum die Zeit hatte sich zu befragen, was sie verlangte, so war ihre Schande so vollkommen, als ihr Sieg. Aber alles hat sein Ziel und das Ziel der unvermutheten Grösse der Madame du Barry war nahe, ohne daß sie vielleicht vorhergesehen hatte, daß es jemals kommen könnte, oder zum wenigsten, da sie es noch weit entfernt zu seyn glaubte; dieses eitle Traumbild war bereit zu verschwinden,

als es die größte Wirklichkeit zu haben schien. Die täuschende majestätische Larve, unter welcher sie an dem Hofe erschien, war bereit zu fallen, da sie glaubte, daß dieselbige am vestesten wäre, kurz, sie trat mit allem ihrem frechen Stolze einher, als sie, ohne es zu merken, am meisten wankte und als ihr Fall nahe war. Der schönste Tag wird zuweilen in dem nemlichen Augenblicke verfinstert, da er am hellesten leuchtet und wenn man es am wenigsten vermuthet; der günstigste Wind kann sich in einem Augenblicke ändern und den Steuermann zwingen, einen seiner Absicht entgegesetzten Weg zu nehmen; fast immer gefällt es dem Glücke, den Rücken denjenigen zu kehren, denen es beständig zugelächelt hat, in dem nemlichen Augenblicke, da alles sie glauben macht, daß diese eigensinnige Göttinn sie zu ihren werthesten und glücklichsten Lieblingen gemachet habe. Wie manchen starken Sturz sieht man nicht alle Tage, dessen Lärm und Geräusch sogar diejenigen in Bestürzung setzt, die das wenigste Vertrauen auf die Unbeständigkeit der menschlichen Dinge setzen! Wie viele unglückliche Reiche fallen nicht in die schrecklichste Dürftigkeit, in dem nemlichen Augenblicke, da ihr Zustand am dauerhaftesten gegründet zu seyn scheint! Wie viele

eitle Entwürfe verfasset man nicht auf Grundsätze, die nicht fehlen zu können scheinen und auf Stützen, welche die menschliche Klugheit nicht anders als für dauerhaft halten kann, welche indessen zusammenfallen und in dem Augenblicke einstürzen, da man das entworfene Gebäude mit dem größten Vertrauen darauf setzen will. Kurz, der Augenblick, in welchem der Mensch auf dem Gipfel des Glücks und auf der höchsten Stufe des Ruhmes zu seyn glaubt, ist sehr oft demjenigen Augenblicke sehr nahe, der seinen Untergang mit sich führet, der seine Schande bereitet und der seine Verzweiflung entstehen macht; alsdann wenn das Herz keine Wünsche mehr thun zu können scheint, wenn all sein Verlangen noch über seine Hoffnungen erfüllet ist, alsdann, sage ich, wankt es auf die schreckliche Leere, in die es fällt, ohne nur einen Augenblick gehabt zu haben, den unermeßlichen Umfang derselbigen zu betrachten. Ja, der Mensch (und der Mensch bey Hofe noch mehr, als jeder anderer) wandelt auf einer aneinander hangenden Reihe von Abgründen, die desto gefährlicher sind, da sie fast immer mit Blumen bedeckt sind, die sie unsichtbar machen; und er wird nicht gewahr, daß ihm die Erde unter dem Fusse fehlet, bis er, gestürzt und mit dieser

nemlichen Erde bedeckt hart wieder den Grund der Tiefe stößt, in welcher er durch die Stärke der Erschütterung wieder zu sich selbst kömmt und Zeit hat, die Tiefe des Abgrundes zu messen und die traurige Vergleichung seines gegenwärtigen Zustandes gegen jenen, den er einen Augenblick vorher genoß, ehe ihn der Kummer innerlich nagte, anzustellen und endlich sich mit unnützer Reue abzuzehren. Ja, ich sage es noch einmal, dieß ist das unglückliche Schicksal des Menschen in dieser vergänglichen Welt; kaum hört er das Ungewitter weit von ihm rasseln und glaubt nicht, daß er das mindeste für sich zu befürchten hätte, so fällt der Donner in zersplitterten Keilen herab, erreicht ihn, stürzt ihn zu Boden, zermalmet und zernichtet ihn, ohne daß der vorhergegangene Blitz fast seine Augen gerühret habe. Glücklich ist der Mensch, der sich auf Unglücksfälle gefaßt hält, der sich darauf bereitet, der sie mit Standhaftigkeit annimmt und sich mit einer Zukunft tröstet, die er sich glücklich zu machen suchet durch eine Aufführung, welche in den Augen seines Gleichen untadelhaft, aber vor allen Dingen vor dem scharfen Blicke des Urhebers seines daseyns unsträflich ist, der ihn erwartet, um ihn zu belohnen oder zu strafen.

Ludwig der XV. welchem eine dauerhafte und starke Gesundheit noch viele Lebensjahre versprach, wurde von einer tödtlichen Krankheit überfallen, von welcher ihn sein höheres Alter nicht vorhersehen lassen zu sollen schien, daß diese Krankheit ihn seinen Unterthanen entreissen würde. Diese für jedes Alter gefährliche Krankheit wird noch weit gefährlicher, je älter man ist. Welche Hoffnung konnte also für die Wiederherstellung dieses Monarchen in seinem fünf und sechzigsten Jahre übrig bleiben? diese Hoffnung war in den ersten Augenblicken seiner Krankheit sehr schwach und wenige Tage hernach hatten die seinetwegen mit Recht bekümmerten Franzosen gar keine mehr und beweinten zum voraus den Tod eines Monarchen, den sie liebten und von welchem sie wieder zärtlich geliebt wurden. Die Klage und die Bestürzung, die während der Krankheit und nach dem Tode Ludwigs des XV. in ganz Frankreich allgemein war, bezeugen der ganzen Welt, daß die Treue und die Liebe der Franzosen gegen ihren Monarch alle Proben aushält, daß sie, ohne sich zu empören, zu leiden wissen, wenn sie sehen, daß die Hand, welche schwer auf ihnen wird, von den schändlichen Ministern geleitet wird, die das Vertrauen des Monarchen mißbrau-

chen und daß sie endlich einen Abscheu davor haben würden, an ihrem Könige Rache für die Unterdrückungen zu suchen, an welchen seine Minister allein schuld sind.

So bald es gewiß war, daß Ludwig der XV. die Pocken hatte, so verließ die Frau Gräfinn du Barry den Hof, vielleicht in der Hofnung, daselbst wieder zu erscheinen, wenn die Gefahr aufgehöret haben würde, denn sie schmeichelte sich, mehr zu ihrem eigenen, als zu Frankreichs Vortheile, mit der Hoffnung, daß der König einem so mislichen und gefährlichen Zufalle entkommen würde. Der ganze Hof, welcher einzig und allein mit der Krankheit des Königes und mit der Gefahr desselbigen beschäftiget war, merkte nicht, daß die Favotinn daselbst fehlte, bis man mit einiger Verwunderung erfuhr, daß sie sich zwo Stunden weit von Versailles in ein prächtiges Haus des Herrn Herzogs von Aiguillon begeben hatte, welcher entweder aus Erkenntlichkeit oder aus Eigennutz sich noch mit seinem Diensteifer gegen dieses Weib groß machen wollte, zu einer Zeit, da er vorhersehen konnte, daß ihm solches mehr nachtheilig als vortheilhaft seyn würde, und damit nichts an diesem grossen Staatsstreiche fehlete, so besorgte die Frau

Her=

Herzoginn von Aiguillon die Ehre ihres Hauses während dem Aufenthalte der Madame du Barry. Von diesem Augenblicke an hatte sich ihr ganzer zahlreicher Hof zerstreuet, und es war ihr niemand übrig geblieben, als ihre Bedienten und der getreue Herr von Aiguillon. Nun fieng sie an einzusehen, wie wenig man auf Freunde zählen müsse, die es nur aus Furcht oder Eigennutz sind. Kaum war auch das Götzenbild aus dem Tempel gekommen, so wurden alle diejenigen, welche die eifrigsten in dessen Dienste zu seyn geschienen hatten, statt die Rückkunft desselbigen zu wünschen, vielmehr, wenn es ihnen erlaubt gewesen wäre, den Altar umgestürzt und sich sogar eine Ehre daraus gemacht haben, bis auf den Grundstein desselbigen weg zu reissen. Nachdem Ludwig der XV. den zwölften Tag seiner Krankheit untergelegen war und der Natur den gewöhnlichen Zoll entrichtet hatte: so blieb seine Maitresse nicht lange mehr in der Ungewißheit in Ansehung des Schicksals, welches sie in Zukunfft zu geniessen haben würde, indem die Güte und die Gerechtigkeit Ludwigs des XVI. ihr fast nicht einen Augenblick Zeit ließ, in einer weiten Ferne die traurige Zukunft zu betrachten, die sich für sie bereitete. Der neue Monarch ersparete ihr Muthmassun-

gen, welche nicht anders als traurig und beunruhigend seyn konnten; mit einem Worte, sie hatte fast nicht so viele Zeit, die ganze Grösse und Wichtigkeit des Verlustes einzusehen, den sie so eben durch den Tod des verstorbenen Königes erlitt. Die Nachricht von ihrer Ungnade folgte schleunig auf die Nachricht von dem Tode des Königes. Die Madame du Barry erfuhr sie fast alle beide zu gleicher Zeit und wenn ihr Herz eine wahre Neigung gegen Ludwig den XV. gefühlet hätte, so würde sie kaum angefangen haben, ihrem unglücklichen Liebhaber einige Thränen der Zärtlichkeit zu schenken, als schon ein besonderer Bewegungsgrund sie über sich selbst würde weinen gemacht haben, und so würde ihr Schmerz und ihr Kummer den Gegenstand geändert haben. Allein, Madame du Barry war nur dem äusserlichen Scheine nach die Liebste des Königs. Ihre Zärtlichkeit gegen ihn war niemals weiter, als auf die Spitze ihrer Zunge gekommen und ihr von andern Gegenständen erfülltes Herz war nicht einmal der Dankbarkeit gegen einen Monarch fähig, der seine Gnade und seine Neigung so übel an ihr verschwendete. Sie würde ihren Wohlthäter und ihren Freund bald vergessen haben, wenn es ihr, nachdem sie ihn verloren hatte, erlaubt gewe-

gewesen wäre, in Paris allen den Glanz und alle die Pracht auszukramen, so sie von dem Hofe mitgebracht haben würde, und alle das Laster einer schändlichen Aufführung, welche ihr bis nach Versailles nachgefolget war, wieder mit sich dahin zurück zu bringen. Ein Herz von Koth, welches sich dem ersten besten ergiebt, oder vielmehr welches sich niemand giebt, welches die Wollust und die Schwelgerey allein zu reizen vermögend sind, kann dieses wohl tugendhaft seyn? und kann es wohl eine wahre Zärtlichkeit ohne Tugend geben? Es war also eine Folge der Weisheit, der Menschenliebe und der Klugheit des tugendhaften Königes, der Ludewig dem XV. nachgefolget ist, die ersten Augenblicke seiner Regierung durch eine Handlung des Ansehens und der Macht merkwürdig zu machen, welche, indem sie den allzuöffentlichen Unordnungen eines Weibes, so gar keine Verschonung verdiente, Schranken setzte, seinen Unterthanen den schmeichelhaftesten Begriff von seiner Liebe zur guten Ordnung beybrachte und sie merken ließ, was das Laster unter seiner Regierung zu befürchten haben würde.

Nachdem der neue Monarch sich den ersten Regungen seines Gefühls überlassen

und dem Andenken seines Großvaters gerechte Thränen geschenket hätte, so schien sein zärtlicher Schmerz sich nur deswegen ein wenig zu beruhigen, um ihn allen den weiten Umfang seiner Pflichten einsehen zu lassen. Er hielt es in dieser traurigen Verfassung für eine seiner ersten, vornehmsten, dringendsten und wichtigsten Pflichten, die Befehle an die Madame du Barry ertheilen und ihr nachdrücklich andeuten zu lassen, daß sie sich sogleich nach der Abtey Pont=aux Dames begeben und daselbst seine weitern Verordnungen erwarten sollte. Dieser unvermuthete und unerwartete Streich vertilgte in ihrem Herzen alle andere Eindrücke und machte es vielleicht zum erstenmale empfindsam, da die ganze Schande ihres vergangenen Lebens sich nun ihrer Einbildungskrafft unter den wahresten und lebhafftesten Farben vorstellte. Da sie nun gezwungen war, sich selbst Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so sah sie von nun an, daß ein ehrbares Gefängniß, zu welchem sie sich verurtheilt sah, ohne Zweiffel ewig dauren und daß sie sich vergebens mit der Hoffnung schmeicheln würde, einst eine Freyheit wieder zu finden, welche sie zu sehr misbraucht hatte, als daß es klug gewesen wäre, ihr solche wieder zu geben. Wenn in dem Anfange ihrer Verweisung

die öffentlichen Nachrichten die Schärfe der Befehle zu weit übertrieben haben, welche die Aebtißinn des Klosters in Ansehung dieser berühmten Gefangenen erhalten hatte: so beweiset diese übertriebene Vergrösserung selbst, wie sehr die Welt sie für einer grössern Strenge würdig hielt und die Falschheit dieser Nachrichten bezeuget die Güte, die Wohlthätigkeit, die Menschenliebe und den Hang zum Mitleiden des Monarchen, welcher Frankreich die sanfteste, die gerechteste, die rühmlichste und die glücklichste Regierung hoffen läßt, von welcher der Anfang schon mit dem Gepräge der vollkommensten Klugheit, der genauesten Billigkeit, der zärtlichsten Liebe, der merklichsten Leutseligkeit, der Einsichtsvollesten Religion, kurz aller der verschiedenen Tugenden bezeichnet ist, welche Ludwig August von seinen erhabenen Vorfahren ererbet hat. Schon freuen sich die Franzosen, an ihm die leutselige Menschenliebe und die Freymüthigkeit Heinrichs des IV. zu bewundern, ohne an ihm dessen allzuverliebte Neigungen zu entdecken; an ihm die Gerechtigkeit Ludwigs des XIII. zu bewundern, ohne dessen Kleinmüthigkeit an ihm wahrzunehmen; an ihm die Klugheit, den Scharfsinn und den glücklichen Blick Ludwigs des XIV. zu bewundern, ohne an ihm

ihm die Pracht, den Stolz und den übertriebenen Ehrgeitz desselbigen zu bemerken; an ihm die Güte und die Liebe zum Frieden Ludwigs des XV. zu bewundern, ohne dessen grosse Schwachheiten an ihm zu erblicken; kurz, an ihm die Religion aller seiner Vorfahren an ihm zu bewundern, ohne die Fehler derselbigen an ihm tadeln zu können. Möchte Europa ihm niemals eine gerechte Ursache geben, zu zeigen, daß er, indem er seinen Vorgängern durch den vereinigten Besitz aller moralischen und christlichen Tugenden überlegen ist, denselbigen in Ansehung der kriegerischen Tugenden, welche den Charakter des wahres Helden auszeichnen, nichts nachgebe, und daß er eben so würdig sey, der Befehlshaber einer Nation zu seyn, welche die Liebe zum Ruhme und zur Ehre ihres Namens in dem Kampfe unüberwindlich machet, wenn sie durch solche Oberhäupter zu demselbigen geführet wird, welche von dem nemlichen Bewegungsgrunde, wie sie, angefeuert werden, und daß er würdig sey, sie in dem Schoose des Friedens zu beherrschen und das Glück und die Wohlfarth eines Volkes zu wirken, von dessen edlen Gesinnungen, Grösse, Muth und Glück selbst die Eifersucht seiner Nachbarn Zeuge ist.

Die Frau Gräfinn du Barry, welche gegenwärtig in ihrem Kloster eingesperret

ist, suchet daselbst ihre Langeweile damit zu vertreiben, daß sie daselbst eine ziemlich bequeme Wohnung bauen läßt, um sich allda im sehr Kleinen der Weichlichkeit des Hofes zu überlassen, welcher sie sich ohne Einschränkung ergeben hatte. Ihre aufmerksame Sorgfalt in dieser Absicht erlauben nicht vorherzusehen, daß sie die berühmte Madame de la Valliere in ihrer Ungnade nachahmen werde, auch hat sie weder das Herz, noch den Verstand, noch die Stärke dazu. Die erstere liebte Ludwig den XIV. wirklich; sie würde ihn sogar auch alsdann noch geliebt haben, wenn er der geringste unter seinen Unterthanen gewesen wäre. Die letztere liebte an Ludwig dem XV. nur seine freygebigen Geschenke. Madame de la Valliere war tugendhaft und ihre ausnehmende Zärtlichkeit machte sie in Ansehung eines Königes strafbar, welcher ihr die zärtlichste und die beständigste Liebe geschworen hatte und der durch seine natürlichen Reize so sehr fähig war, ein junges Herz an sich zu ziehen; Madame du Barry kannte die Tugend niemals und sündigte immer aus innerm Triebe und aus Neigung und, indem sie sich an Ludwig den XV. ergab, hatte sie nichts anders zum Augenmerke, als ihren Stolz und ihr Glück. Es ist also kein Wunder, daß die Religion nicht die nemliche Macht über

das

das Herz der einen, wie über das Herz der andern dieser berühmten Klostergefangenen habe. Madame de la Valliere hörete die Vorwürfe ihres Gewissens an, kehrete zur Vernunft zurück und endigte ihr Leben in den Uebungen der rauhesten und strengsten Busse. Wenn Madame du Barry sie einst nachahmet: So kann man diese Begebenheit unter die Anzahl derjenigen rechnen, die man unmöglich vorhersehen kann und man wird nicht mehr an der Wirksamkeit der Gnade durch sich selbst zweifeln können, über welche die Gottesgelehrten so viel und so vergeblich gestritten haben. Magdalena und Paulus bekehreten sich. Wird sich wohl die Tochter eines Kapuziners bekehren? Dieß muß uns die Zeit lehren und GOtt muß dieses Wunder wirken.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kurze historische Schilderung des Lebens der Frau Gräfinn Du Barry

Paris 1774

Biogr. 312
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10062864-2
VD18 10361219-005